OLZ

XLII / 10 OKTOBER 1939

Zur Apabhraṃśa-Universalgeschichte Puṣpadantas.

Von L. Alsdorf.

Von der auf drei Bände berechneten Gesamtausgabe der monumentalen Apabhraṃśa-Universalgeschichte Puṣpadantas, von der Ref. im Jahre 1937 die Kapitel 81—92 bearbeitet hat[1], liegt jetzt der erste, die 37 Kapitel des Ādipurāṇa (ĀP) umfassende Band vor[2]. Er ist nicht nur — als weitaus umfangreichster aller bisher veröffentlichten Apabhraṃśa-Texte — für unsere noch sehr vermehrungsbedürftige Kenntnis einer der interessantesten Stufen indischer Sprachgeschichte und Metrik von Bedeutung, sondern er stellt auch der erst in den Anfängen befindlichen Erforschung der in der merkwürdigen „Geschichte der 63 Großen Männer" sozusagen kodifizierten Jaina-Mythologie wichtiges neues Material bereit.

Die finanziellen Schwierigkeiten, die das Erscheinen des Bandes um mehrere Jahre verzögerten, wurden schließlich durch seine Aufnahme in die bekannte große Digambara-Serie gelöst, von deren früheren Bänden er sich jedoch in Format und Aufmachung sehr zu seinem Vorteil unterscheidet. Diese Schwierigkeiten dürften mit dafür bestimmend gewesen sein, daß — wie unter diesen Umständen ja nur zu billigen — der Herausgeber Einleitung und Beigaben auf das Allernotwendigste beschränkt hat, u. a. unter völligem Verzicht auf Grammatisches und Metrisches. So umfaßt ein Glossar seltener Wörter nur 7 Seiten mit nur je einer Belegstelle; die „Notes" (S. 593—661), nur zu einigen dogmatischen und gelehrten Exkursen des Dichters dankenswert ausführlich, beschränken sich namentlich gegen Ende fast ganz auf die von jedem Kapitel gegebene, in einigen Fällen ziemlich unzureichende Inhaltsangabe. Man darf vielleicht den Wunsch äußern, daß in den folgenden Bänden diese Inhaltsangaben aus den „Notes" herausgenommen und — wie in Jacobis Textausgaben — in womöglich etwas ausführlicherer Form zusammenhängend vor dem Text gebracht werden. — Eine Behandlung der mit dem Gesamttext verknüpften Probleme wird für die Einleitung zu Bd. 3 in Aussicht gestellt. Die „Introduction" (S. IX—XXXVI) beschränkt sich daher, abgesehen von einigen kurzen Angaben über Puṣpadanta und seinen Patron Bharata, das Wesen eines „Mahāpurāṇa" und die vorhandenen „Geschichten der 63 Großen Männer", auf eine Beschreibung der benutzten sechs Handschriften (fünf des Textes, eine von dem Glossenwerk [Ṭippaṇa] des Prabhācandra) und auf eine Zusammenstellung und Erörterung der sog. „praśasti stanzas". Diese insgesamt 6 Prakrit- und 42 Sanskrit-Strophen, zumeist Preisstrophen auf Puṣpadantas Patron Bharata und auf ihn selbst, finden sich vor dem Beginn einzelner Kapitel, doch ist sowohl der Strophenbestand als auch teilweise der den einzelnen Strophen zugewiesene Platz in den einzelnen Hss. verschieden, so daß sich hier ein wichtiges Mittel zu deren Gruppierung ergibt, die von der Textgestalt in bemerkenswerter Weise bestätigt wird. Erwähnung von Zeitereignissen und andere Indizien (vgl. HP S. 3ff.) zwingen zu dem Schluß, daß diese Strophen dem Werk zu verschiedenen Zeiten nach seiner Vollendung eingefügt wurden. Vaidya ist überzeugt "that they were composed by the poet himself as nobody could be interested in glorifying Bharata to such extent." Ich halte das nicht für so sicher, vor allem deshalb, weil, soviel ich sehe, diese Annahme zu der weiteren zwingt, daß auch die gleich zu erwähnende jüngere Rezension des Textes (mit ihrem stark vermehrten Bestand an praśasti stanzas) von Puṣpadanta selbst veranstaltet wäre, eine Annahme, die sich mit den textlichen und sprachlich-orthographischen Eigentümlichkeiten dieser Rezension kaum in Einklang bringen läßt. Für ganz geklärt kann ich also die Frage der praśasti stanzas immer noch nicht halten.

Die Ergebnisse, zu denen ich hinsichtlich der Textgeschichte des HP (Mahāpurāṇa 81—92) gelangt bin, erhalten dadurch eine ebenso bemerkenswerte wie willkommene Bestätigung, daß aus dem reicheren — und von dem meinigen vollständig verschiedenen — Hs.-Material Vaidyas sich für das ĀP ganz ähnliche Verhältnisse ergeben: auch hier eine ältere, ursprüng-

1) „Harivaṃśapurāṇa" (Alt- u. Neu-Ind. Studien 5, Hamburg 1937), weiterhin zitiert als HP.

2) **The Mahāpurāṇa or Tisaṭṭhimahāpurisaguṇālaṃkāra** (A Jain Epic in Apabhraṃśa of the 10th Century) **of Puṣpadanta.** Vol. I. Critically edited by Dr. **P. L. Vaidya.** (= Manikchand Digambara Jaina Granthamālā No. 37, General Editor: Prof. Hiralal Jain). Published by Manikchand Digambara Jaina Granthamālā, Bombay 1937. XLII, 672 S. Rs. 10.

lichere Rezension (vertreten durch die Hss. G und K) und eine „verbesserte" jüngere (MBP); und auch hier ist es nur die alte Rezension, die die Formen mit *ṛ* und unassimiliertem *r* bewahrt, Formen, die, wie ich mit Befriedigung feststelle, auch Vaidya in den Text aufgenommen hat. Zu den HP § 3 verzeichneten, die fast alle des öfteren wiederkehren[1], kommen hier noch *pṛya* (29, 24, 9; 30, 1, 8; 30, 17, 1) und sogar *pṛū* (32, 23, 2, daneben auch das im HP häufige *priya*, z. B. 29, 25, 3) sowie das von Hemacandra (II 80) ausdrücklich aus Ausnahme und „*deśya*" gelehrte *vodrahī* = *taruṇī* (33, 1, 10); aber im wesentlichen bleiben die *ṛ*/*r*-Formen auf den gleichen ziemlich engen Kreis von Worten beschränkt wie im HP. — Wie beim HP, so hat ferner auch beim ĀP nur die alte Rezension in der 1. sing. neben der regelmäßigen, von der jüngeren Rezension allgemein durchgeführten Form auf *-ami* auch die auf (graphisch verschieden ausgedrücktes) *-avi*: dies liegt z. B. vor in 28, 23, 11, 12 *bujjhavi*, *jujjhavi*, 34, 9, 1 *ṇijjamvi*, 36, 13, 8 *dharaṃvi*, ist aber auch 29, 14, 8 und 19, 5 gemeint, wo für *māraviṃ dāraviṃ*[2] bzw. *suyaraviṃ* vielmehr *°raṃvi* hätte gedruckt werden sollen.

So recht nun Vaidya unzweifelhaft hatte, wenn er die ursprünglichere Rezension der Hss. GK seinem Text zugrunde legte und die Interpolationen und „Verbesserungen" von MBP unter den Strich verwies, so bedauerlich ist es anderseits, daß er, in Überspannung eines an sich richtigen Grundsatzes, den beiden Hss. GK blindlings durch dick und dünn folgt und MBP auch dann verwirft, wenn sie das inhaltlich, grammatisch oder metrisch unzweifelhaft allein Richtige bieten. Denn einmal ist es ja klar, daß auch in die an sich ältere Rezension nachträglich Fehler eingedrungen sein können, von denen die jüngere verschont blieb; anderseits glaube ich mich auf Grund einer aus mehreren Tausend Strophen geschöpften Kenntnis von Puṣpadantas Sprachgebrauch zu der Versicherung berechtigt, daß wir bei ihm eine grammatisch falsche Form selbst dann verbessern müßten, wenn nicht ein Teil der Hss. die richtige böte; daß aber ein so gewandter, seine gelehrte Bildung so geflissentlich hervorkehrender, dazu, wie noch zu zeigen, metrisch so ausgesprochen interessierter Kavi wie Puṣpadanta einen metrisch falschen Vers gemacht hätte, der erst in der jüngeren Rezension verbessert wäre, ist einfach ausgeschlossen.

Ich gebe für das Gesagte die Belege aus den von mir genauer gelesenen Abschnitten des Textes[1] und füge eine Reihe sonstiger Verbesserungen bei, insbesondere der Stellen, wo falsche Worttrennung oder -zusammenschreibung das Verständnis von Vaidyas Text erschwert oder unmöglich macht.

4, 17, 2: Vaidya liest *sohai loyau duddhuṃ va dhoyau* und erklärt in einer Note (S. 602), *duddhuṃ* sei ein durch „confusion" des instr.-anusvāra mit dem *-u* des nom. entstandener instr. Diese Erklärung, zu der ihn wohl das *duddhiṃ* von BP mit dem vermeintlich allein guten Sinn „wie mit Milch gewaschen" verleitete, scheitert, abgesehen von der grammatischen Unmöglichkeit, schon daran, daß das Metrum gar keinen Anusvāra, sondern nur Anunāsika (*duddhū*) zulassen würde. Die einzig mögliche Lesart *duddhu va* bietet M, und zu übersetzen ist: „es glänzt die (mondlichtübergossene) Welt wie schimmernde Milch".

10, 8, 11: *ṇiya-ṇilai ṇisaṇṇau Bharaha-rāu* wird lt. Inhaltsangabe S. 616 von Vaidya so verstanden, daß Bharata „thereafter returned home". Dies ist falsch, die Worte bedeuten vielmehr nur, daß Bh. sich auf seinem (im Samavasaraṇa ihm zukommenden) Platz niedersetzt, was auch Hemacandra, Triṣaṣtiś. I, 3, 550 bestätigt: *iti stutvā jagan-nātham apakramyâśrita-kramaḥ / niṣasāda mahīnātho dyusannāthasya pṛṣṭhataḥ.*

12, 1, 2: lies *diṇṇu* st. *°ṇṇa*. — 1, 6: *disā saiṃ* verbinde zu *disāsaī* (= *diṅmukhāni*). — 3, 21b fehlt eine More; lies mit MBP *callantēṇa*, doch ist auch Konjektur *calliyaēṇa* möglich. — 4, 2: *pahāraṃ* Reimes wegen gegen alle Hss. in *pahāṇaṃ* zu verbessern. — 4, 4: trenne *harī kīra°*! — 5, 1: statt *ṇahi vaḍiu* l. *ṇaha-va°*; das Kompositum wird, abgesehen vom Sinn („vom Himmel gefallen"), schon durch das anlautende *v* von *°vaḍiu* = *paṭita* gefordert. — 6, 6a: wenn man *viyaliya* dem viel besseren Sinn gebenden *vivariya* (= *vivṛta*) von MBP vorziehen will, muß es vom Folgenden getrennt werden. — 6, 12: st. *suloṇahu* l. *sa°*; trenne *dhavala vimala manthara-gai*. — 9, 1: verbinde *jakkhiṇī-jakkha°*. — 15, 7: verbinde *Jama-Vaisavaṇa-Pavaṇa*. —

14, 2, 3: lies *jaṇiya* st. *jāliya* metri c., ebenso wird in 4 das *°runjanta-matta-saddūla°* von MBP (GK om. *matta*) vom Metrum gefordert (s. unten S. 602). — 2, 5 Ende: statt *uddhariya-cariya-bhāra-hāraṃ* (B: om. *cariya*) lies *uddhariya-cariya-hāraṃ* metri c.; *bhāra* ist eine in den Text gedrungene Glosse, die *°hāra* übersetzen soll; die Form *°hāra* statt des gewöhnlicheren *°bhāra* ist verwandt wegen des *dāmayamaka* mit der folgenden Zeile! — 7, 5: *saya* mit MBP in den Text zu setzen (*sihari-saya-cuṇṇa*) metri c. — 11, 2: lies *varisanta-pāṇie* st. *°tu pā°*. —

23, 2, 12: st. *kanta* metri c. *kantā*. — 2, 14f.: statt *ku vi* lies *kō vi* (MBP so nur 15). — 2, 18: metri c. gegen die Hss. *muchā°* st. *mucchā°* zu lesen; statt *ṇijjīva* lies *°jjīu*. — 13, 3a: *dhammaghosauḍḍiṇḍimapahayau* metrisch falsch und sinnlos; MBP *dhamm' ugghōsau ḍiṇḍimu hayau* metr. richtig und inhaltlich befriedigend. —

28, 2, 8: verbinde *khaṇaviṇāsi-saṃtāvi-pahutteṃ*. — 2, 13: *rāyatteṃ ho ganthem* metr. unmöglich,

---

1) Festgehalten seien etwa *Sṛya* 36, 20, 16; *tṛya* 7, 1, 11; 30, 1, 3; *mṛga* 14, 2, 7; 28, 12, 6; 28, 13, 6; 30, 3, 10.

2) Hier lesen auch MB *°ravi*, ohne Zweifel weil an dieser Stelle die Formen fälschlich für Absolutive gehalten wurden.

1) Wo nichts weiter bemerkt ist, sind die von mir vorgeschlagenen Lesarten die von MB(P), die verworfenen die von Vaidya in den Text gesetzten von GK.

MBP *rāyattahŏ ganthem* metr. richtig und inhaltlich weit besser. — 2, 16: ich lasse sonst hier Nasalierungsfragen unberücksichtigt, aber der falsche Bindu von *khoṇīyalaiṃ* ist sehr verständnishindernd, weil er den loc. °*yalai* mit den zahlreichen nom.pl.-neutr.-*aī* der Strophe (durch die natürlich der Fehler verursacht ist!) gleichschaltet. — 3, 4: st. *hiyaullaṃ* lies °*llaũ*. — 5, 4: st. *cāritta* lies °*ttu*. — 7, 3: st. *saucca* lies °*ccu*. — 8, 5: verbinde *diya-vaṇihī*. — 8, 12: st. °*âravinda* lies °*du*. — 9, 16: st. *tahī vi jāi-rai-rattaī* verbinde *tahī vijāi-rai*°; daß hier *vijāi* = *vijāti* „einer andern Kaste angehörend" vorliegt, hätte Vaidya aus der Parallelstelle bei Guṇabhadra (Ādipurāṇa 43, 92f.) lernen können: „*nāgīṃ* .. .. *vīkṣya kākodareṇâmā* ..... *vijātinā*". Das Wort kommt gleich darauf noch zweimal vor: 10, 11 ist statt *laggavi jāihi* zu trennen *lagga vijāihi*, und 10, 10 lese man statt *paī vi jāi-rai* mit MB *paī vijāi-raya* (°*ratā*!); die Glosse *janmanaḥ prabhṛti anuraktā* zeigt nur, daß schon ihr Urheber die Stelle gründlich mißverstand. — 10, 3: *kāsa-puppha-kanti-saṃkāsau* ist metrisch ganz unmöglich; lies mit MBK (!) *kāsa-sasanka-kanti*°. — 10, 11 lies mit MBK (!) *tāḍiya* st. *pāḍiya*. — 11, 10b: trenne *Bharaha pasāhiya*° (zwei Vokative!). — 12, 11a erfordern Metrum und Sinn gegen die Hss. die Konjektur *ûru-juyala⟨ho ta⟩hi jō* (Druck- oder Schreibfehler des Hrsg.?). — 13, 6a: trenne *kumari hiyavaũ*. — 6b: lies selbstverständlich das mit *jēva* in a korrespondierende, auch metrisch notwendige *tēva* (MB *tema*) st. *teṃ*. — 14, 12: st. *rayarattaī* lies *rai*°. — 15, 1: gegen die Hss. °*ghuliyahī* st. *yaī* zu lesen. — 15, 11: lies mit MBK (!) *ṇavivi* st. °*vavi*. — 16, 3: lies *rāeṃ* st. *rāyaeṃ*. — 16, 4: das unsinnige *duhanti* ist graphisch leicht erklärliche Verschreibung des von MB gebotenen sinnvollen *ḍahanti*. — 16, 9: lies *Pahanjaṇu* st. *Pahuṃ*°. — 16, 11: lies im Reim *mahiyaru* (dies der erforderte Gegensatz zu *vidyādhara*!) — *vijjāharu* st. *mahihara* — *vijjāhara*. — 16, 12: das grammat. unmögliche *honti* ist durch Zusatz eines Punktes aus *hoti* verderbt, das für das von MB gebotene richtige *hoi* stand. — 17, 9: lies *vattha-chaṇṇao* st. °*tthu*°. — 17, 18: lies mit MBK (!) *saggu* st. °*gga*. — 18, 1: *saī varu* ergibt eine More zu wenig; der Lesung *saiṃ varu* ist das von MB gebotene *sayaṃ varu* vorzuziehen wegen des Wortspiels mit *sayaṃvaru* in b, das auch den Prakritismus rechtfertigt. In b ist übrigens zu trennen: *ṇāha* (voc.!), *sayaṃvaru*. — 20, 4—6: die Liste der beim Svayaṃvara der Braut vorgestellten Freier ist in beiden Versionen in Unordnung. Von 4 und 5a bieten GK den richtigen Text, während MB nachträglich den *Kōsala-vai* einschoben und dafür *Konkaṇa-Babbara-Gujjara-vai* zu einem Komp. zusammenziehen mußten. 5b, 6a, b aber sind so wie sie Vaidya nach GK abdruckt sämtlich metrisch falsch, während MB das Richtige bietet. 5b: *ĕhu Jālandharêsu, Vajjara-vai*; das vor allen übrigen Namen stehende *ĕhu* wurde von GK fälschlich auch vor *Vajjara*° eingeschoben. Da der Pāda so natürlich zu lang wurde, machte ein Späterer den Versuch, ihn durch die sprachlich unmögliche Kürzung °*dharisu* zu heilen, er blieb aber auch so noch eine More zu lang! In 6a ist aus dem richtigen *ĕhu Kambhōya-Konga-Gang'Angahã* (vgl. die ganz ähnliche Liste 13, 10, 6ff.!) durch eine nur zu leicht mögliche Verschreibung des viermaligen °ग गं ग ग° in °ग गं गा° das metrisch unmögliche *Konga-Gangāhũ* geworden, und dies hat des Reimes wegen in b die Änderung des richtigen *Kalingahã* von MB in das ebenfalls elementar unmetrische *Kalingāhũ* nach sich gezogen. Die ganze textgeschichtlich recht aufschlußreiche Stelle läßt sich also einwandfrei herstellen, aber nicht durch sklavische Bindung an GK! — 20, 9b: trenne *visahara varisamāṇa jala-vārahī* (*visahara* synon. = *nāgakumāra*; °*vārahī* wahrscheinlich graphische Korruptel für MB °*dhā*°.). — 20, 11b: Vaidya bemerkt in einer Note (S. 652), *Mehesaru* (= *Megheśvaraḥ*) sei hier „metrically not good, but in 28, 4b it is quite right". Natürlich ist es hier in das noch geläufigere *Mehasara* = *Meghasvara* (vgl. die eben zitierte Note und unten S. 606/7) zu verbessern. Die leicht verständliche Verderbnis ist alt, denn MB versucht das Metrum durch Vereinfachung des *kk* von *hakkāriu* zu heilen! — 20, 21, 3b: lies gegen die Hss. *ṇettai* st. °*hi*, wie Reim und Grammatik verlangen. — 21, 12: Vaidya druckt *ṇa karaheṇa khareṇa vā ṇaravandahu*; trenne vielmehr: *ṇa karahĕ, ṇa kharĕ, ṇa vāṇara-vandahu*! — 22, 14: lies *aṇṇahu* st. °*ha*. — 22, 16: verbinde *Bharahêsara-suya* (voc.! = *Arkakīrti*). — 23, 19a: lies mit M das vom Zusammenhang unbedingt geforderte *vaḍḍhai* st. °*ṭṭai*; *ḍḍha* und *ṭṭa* werden leicht verwechselt! — 27, 16: trenne *Bhuyabalī vilaggō*. — 28, 3b: *yāhavi* wohl Druckf. für *pā*°; verbinde *mahāmuṇi-pā*°. —

29, 11, 6: lies *jamm'antaru* st. °*ra*. — 11, 11a: Die Taube heißt sonst und auch bei Guṇabhadra *Ratiṣeṇā*; lies also wie MB *Raiseṇa* st. *Ravi*°. — 12, 13: verbinde *para-māyae* („Stiefmutter"). — 14, 2: verbinde *sa-somu*. — 14, 8b: *bhaṇanti* Druckf. für das von Sinn und Reim geforderte °*tu*? (nicht im Druckf.-Verz., wo in der gleichen Zeile ein anderes Wort verbessert wird). — 14, 4a: *tāvarāsu* ist nicht, wie die Glosse meint, = „*tā* + *avarāsu aparasya*", was nicht zu konstruieren wäre, sondern gen. von *tāmara ramya* (Deśināmamālā V, 10). — 16, 4b: verbinde *saraṇâgaya-pavi-panjareṇa* (*pavi* synon. = *vajra* „Stahl", *vajrapanjara* „ein diamantener [lies: stählerner] Käfig, s. v. a. ein sicherer Zufluchtsort für ‚Beschützer", Kl. PW). — 19, 11b: st. *Sauṇī* lies °*ṇiṃ* (MB: °*ṇeṃ*). — 20, 4: verbinde *Muṇālavai-jiṇaharāī* und *sasuraya-siriharāī*. — 20, 8: lies *diṇṇu* st. °*ṇṇa*. — 20, 13: *hūi* wohl Druckf. für *hūī*. — 22, 3: *turiya ubbhoyaṇangu* ungrammatikalisch und sinnlos; lies *turiyau* (= *caturtha*!) *Bhoyaṇ'angu* (MB *turīyau bho*°). — 23, 6: *Mayaṇasatthasāla* unmetr. und sinnlos; lies mit MB *Mayaṇ'attha-māla*. — 24, 2: verbinde *paṭṭaṇa-jaṇa*°. — 24, 8: lies *kaṇaya-vattu* st. °*tta* gegen die Hss —

30, 2, 2: lies *paṭṭayammi* st. °*ṭṭi*°. — 31, 18, 1a: das Metrum verlangt das von GK ausgelassene *duhũ* (MB: *suhũ duhũ*). —

32, 1, 5a: verbinde *cāru-Puṇḍarinkiṇi*°. — 1, 9b: st. *teeṃ ṇijjiya candu divāyaru* lies *teeṃ ṇijjiya-canda-divāyaru* (*canda* gegen die Hss.). — 10b: trenne *sivi jāyā* (*śive yātau*). — 3, 7b: metri c. lies *kancuiyai* st. °*cuii*. — 3, 10a: der Sinn verlangt unbedingt *ṇiva-vandeṃ* (so MB) st. °*candeṃ*. — 5, 4b: verbinde *sāhāriya* (= *saṃdhāritā*). — 6, 10a: Text *māmaṇio*, MB *jāma ṇihiu*, B *sāmaṇio* [?], K *māṇinio*; lies: *jāma* „*ṇiō* ....". Die Glosse *māmakaḥ madīyaḥ* ist barer Unsinn. — 7, 12a: statt *kammu ṇiyantiyaũ* lies *kamma-ṇi*°. — 8, 3b: Text *devindeṃ lahu vijjai dhariyau*, MB *deveṃ dalu lahu*, lies: *deveṃ Dalalahu-vijjai dhariyau*. T erklärt ganz richtig *dalalahu* = *parṇalaghu*. Daß von dieser aus der Vasudevahiṇḍi wohlbekannten vidyā hier die Rede ist, zeigt auch die Parallelstelle bei Guṇabhadra. — 8, 5a: lies *phaliha-silāyala-ḍhankiu saravaru* st. °*silāyalu ḍhaṃ*° (MB: *silāyali*). — 10, 2: verbinde *Mayaṇakanta-Mayaṇavai-kumārihī* / *Jayavai-jeṭṭhahũ* (Bahuvrīhi!). — 12, 4b: lies (gegen alle Hss.) *khayala-giri*° st. °*yali giri*°. — 12, 10a:

verbinde *pāraddha-mahucchava* (n.pl., Bahuvrīhi!) — 13, 2a: lies °*rāyahã* (gegen die Hss.) statt °*hĩ*. — 14,4a: *jaṃpiya pekkhami* trenne *jaṃ, piya, pekkhami*. — 14, 13: MB *sã* besser als *tã*. Statt *ṇimmalahu, Vappilahu* verlangt die Grammatik (gegen die Hss.) unbedingt °*hẽ*, °*hĕ*. — 15, 14: st. *ṇimmaya* doch wohl *ṇimmiya* zu lesen (Druckf. ?). — 20, 5a: Text *vaṭṭuttiviḍi vi raiya chaillem*, keine Variante; Glosse: „*vaṭṭuttiviḍi utaraṃḍī* (?)". Es ist zu vergleichen Deśīnāmamālā I 122: *uttiriviḍī ūrdhvôrdhvaṃ bhāṇḍâdeḥ sthāpanam*; Gujar. *utaraḍ*, fem., „a series of pots arranged one above another"; Vaidya selbst verweist auf Marathi *utaraṇḍ*. Da alle diese Formen das *r* haben, ist also zu lesen: *vaṭṭ'uttiriviḍi raiya*°. — 24, 4a: st. *sasirayarāhem* lies *sisira-yarâhem* (der Mond heißt *śiśirakara*!). — 27, 10: für sinnloses *ṇemittikibandhem* lies mit MBT °*tti-ṇibandhem*. — Verbinde *kahiya-Puṇḍarinkiṇipura-cindhem*. —

33, 1, 2b: lies (gegen Hss.) *Suhāvaihi* st. °*ĩi* (gen. erfordert! Reim!). — 1, 6a: lies *tuhũ* st. °*ha* (Druckfehler ?). — 3, 12a: st. *eyahi* lies (gegen Hss.) °*hu* (°*hi* ist durch das folgende *rayaṇihĩ* hervorgerufen!). — 4, 9b: lies *sāmattha-sajjhu st.* °*ttha sajjha* (MB °*tthu* °*jjhu*). — 4,10a: *Siveṇa* besser als *ṇiveṇa*. — 5, 2b: Text *suhisuhadaṃsaṇu pāṇīyatisiru*, M *suhamuhadaṃsaṇapīṇīya*°, B *suhimuhapāṇīya*°, lies: *suhi-muha-daṃsaṇa-pāṇīya-tisiru*, „dürstend nach dem Wasser des Anblicks des Freundes-Antlitzes". — 7, 1b: trenne *ṇiya-taṇu saricca sasi*° und konstruiere: *tahu tahu sasāhi* (= *svasuḥ*) *sasi-siya-jasāhi ṇiya-taṇu saricca cinteijjasu* (. . . *nija-tanuṃ sadṛśāṃ cintaya*). — 7, 7b: statt des völlig sinnlosen *gaya nayareṃ* teile ab *gayaṇa-yareṃ* (*gaganacareṇa* = *vidyādhareṇa*). — 8, 6b: verbinde *haṃsī-muhacumbiya-sisu-marālu* (Bahuvrīhi!); in 6a dürfte das mir unverständliche *sāraṇālu* in *sārasālu* (= *sārasavant*) zu verbessern sein. — 9, 2a: trenne ab und lies *ṇiya-muhu* (Objekt zum folg. *pecchantau*!) *ōhāmiya*° *st. ṇiyamuha-ohā*°. —

Diese leider nicht ganz kurze Liste von Verbesserungen zu etwa einem Achtel des Textes, die sich bei genauer Durcharbeitung des Ganzen zweifellos entsprechend verlängern würde, dürfte bewiesen haben, daß auch die an sich jüngere, unursprünglichere Rezension sehr oft das unbedingt Richtige bietet und es überhaupt mit einem mechanischen Abdruck nur der einmal als Textgrundlage gewählten Hs. oder Rezension nicht getan ist. Sollte es meiner Liste gelingen, diese Überzeugung auch dem Herausgeber zum besten der beiden noch folgenden Bände des Textes zu vermitteln, so würde ich dies als ihren wesentlichsten Nutzen betrachten. —

Besonders reiche Ausbeute liefert das ĀP dem Metriker. Ohne der in eine Gesamtdarstellung der Apabhraṃśa-Metrik gehörenden vollständigen Aufarbeitung des Materials vorgreifen zu wollen, hebe ich doch wenigstens einiges schon hier heraus, namentlich soweit es der Ergänzung oder Berichtignug meiner Ausführungen HP S. 183ff. dienen kann.

Wenn ich richtig gezählt habe, kommen im ĀP nicht weniger als 56 Metren vor. Rechnet man dazu die 10 von den 29 des HP, die im ĀP noch nicht erscheinen, so ergeben sich für die bis jetzt veröffentlichten 49 von insgesamt 102 Kapiteln des Mahāpurāṇa bereits 66 Versmaße — eine Zahl, die die metrische Buntheit des Ap.-Epos, aber auch Puṣpadantas großes metrisches Interesse beleuchtet. Dieses Interesse Puṣpadantas gibt sich aber noch in anderer Weise kund. Die Hauptschwierigkeit in der Ap.-Metrik besteht bekanntlich darin, die metrische Praxis unserer Texte mit den Angaben der uns zufällig vorliegenden Theoretiker verschiedener Metriker-Schulen in Beziehung zu setzen: praktisch gesprochen, wir wissen häufig nicht, wie wir ein Metrum nennen sollen oder ob wir es mit einem von den Metrikern ähnlich, aber nicht genau gleich oder nicht unzweideutig genug beschriebenen identifizieren dürfen. Da ist es denn sehr willkommen, daß im ĀP zu einer ganzen Anzahl von Metren die Namen angegeben werden. Zumeist so oder ähnlich wie später im Hindi-Epos, etwa im Prithirāj Rāsau oder Rāmcaritmānas, jedem Stück der Name des Metrums vorgesetzt wird — was in unserem Falle auf den Dichter selbst zurückgehen mag oder auch nicht. Dreimal aber gibt unzweifelhaft der Dichter selbst den Namen an, indem er ihn nämlich in den letzten Pāda des darin abgefaßten Kaḍavakas mit hineinnimmt. So schließt 1, 10: „*ēsaō chandaō bhaṇṇaē Saggiṇī*", woraus wir zugleich entnehmen, daß wir derartige Varṇavṛttas tatsächlich mit den in der Sanskrit-Metrik üblichen Namen (hier also Sragviṇī) benennen dürfen.

Bei 1, 1 und 3, 9 ist die Metrumsangabe durch Sleṣa ermöglicht. 1, 1 schließt: „*paṇamāmi raviṃ kevala-kiraṇaṃ | mattāsamayaṃ bhaṇiyaṃ kira ṇaṃ*" (wo *mattāsamaya* nach den Glossen zwei sehr künstliche in den Zusammenhang passende Bedeutungen haben soll), und 3, 9 endet: . . . *ṇaha-valayaṃ | sōhai suravarapāāulayaṃ*. In beiden Fällen sollen wir natürlich die Metrumsnamen Mātrāsamaka und Pādākulaka heraushören.

Nach den (mit Pingala im wesentlichen übereinstimmenden) Vorschriften Hemacandras besteht der Mātrās.-pāda aus vier 4-zeitigen Gaṇas, von denen keiner ∪–∪ sein darf und der 3. nur Anapäst, der 4. nur Anapäst oder Spondeus sein kann. Damit steht die Praxis von ĀP 1, 1 (und 8, 10, das von den Hss. ebenfalls als Mātrāsamaka bezeichnet wird) in völligem Gegensatz: ∪–∪ erscheint sowohl im 2. wie im 3. Gaṇa, der außerdem –∪∪ oder –– sein kann, während anderseits der 4. Gaṇa ausschließlich Anapäst ist. Von dieser letzten Einschränkung abgesehen entspricht aber Puṣpadantas „Mātrāsamaka" genau dem, was Hem. als Pādākulaka bezeichnet. Dieses Metrum entsteht nach Hem durch. die hier

nicht näher zu beschreibende Mischung von Pādas des Mātrāsamaka mit solchen von vier Abarten davon, wodurch sich (und zwar, wie u. a. die Praxis Kedāras zeigt, entgegen meinen Ausführungen OLZ 1929 Sp. 949 auch für Pingala) für den 2. und 3. Gaṇa die Möglichkeit von ∪ – ∪ ergibt. Von diesem Metrum unterscheidet sich wiederum Puṣpadantas „Pādākulaka" durch die Gaṇa-Einteilung 6 + 4 + 4 + 2 mit der Möglichkeit von ⏑ ∪ ⏑ ∪ im 1., ∪ ⏑ ∪ im 2. Gaṇa; es ist somit identisch mit dem zweiten „Hauptmetrum" (HP No. 2/3), bis auf den Schluß sämtlicher Pādas auf Länge (nicht auch Doppelkürze) — und die Sprache: denn sowohl die Mātrāsamaka-Kaḍavakas als das Pādākulaka-Kaḍavaka sind prakritisierend.

HP S. 191 habe ich das zweite „Hauptmetrum" des Ap.-Epos provisorisch als „Aḍilā-Pādākulaka" bezeichnet und als nicht mehr auflösbare Vermischung zweier Metra erklärt: einer ursprünglichen Aḍilā des Schemas 4×4 mit Ausgang nur auf Doppelkürze und eines ursprünglichen Pādākulaka des Schemas 6 + 4 + 4 + 2 mit Ausgang nur auf Länge. Das hier postulierte Pādākulaka liegt uns nun von Puṣpadanta ausdrücklich als solches bezeugt vor; seine Verwendung als prakritisierendes Ziermetrum von Einzelkaḍavakas schließt die Benennung des zweiten Hauptmetrums als Pādākulaka aus. Ebensowenig dürfen wir es selbstverständlich Aḍilā nennen, unter welchem Namen es s. Zt. von Jacobi in die Metrik eingeführt wurde. Die Lösung der schon rein praktisch nicht unwichtigen Frage, wie denn nun eigentlich dieses neben der Paddhaḍikā gebräuchlichste Metrum des Ap.-Epos zu nennen sei, kann, wie ich glaube, die Hindi-Metrik bringen. Denn es ist ja nicht zweifelhaft, daß dieses Metrum genau identisch ist mit einem der geläufigsten der Hindi-Epik, dem Versmaß, in dem, in regelmäßiger Abwechslung mit Dohās, fast das gesamte Rāmcaritmānas abgefaßt ist: der Caupāī. Die metrische Gleichheit beider Maße ist vollkommen bis auf die Verwendung der Caupāī als Strophe zu 4 Pādas statt der Distichen des Ap., ein Sachverhalt, der sich aber bei der Paddhaḍikā (im Prithirāj Rāsau: *Paddharī*) genau wiederholt, an der Gleichsetzung also nicht irremachen darf. Nun liegen bei Tulsīdās die Dinge ganz klar: ein einheitliches Metrum, Caupāī genannt, mit dem Ap.-Metrum genau identisch. Anders im Prithirāj Rāsau. Durchblättern wir den Text, und zwar gleichviel ob den Torso von Hoernles Ausgabe in der Bibliotheca Indica oder die sechsbändige Ausgabe der Nāgarī Pracāriṇī Sabhā, so finden wir dort in buntem Wechsel angegeben die Metra Arilla, Muril(l)a[1], Caupāī, Vāghā. Skandieren wir aber die betr. Strophen aus, so ist metrisch nicht der geringste Unterschied festzustellen, vielmehr sind alle gleich der Caupāī des Rāmcaritmānas, was für Murila Hoernle selbst auf S. 207 (Anm.) hervorhebt: "This metre is apparently identical with the well-known caupāī in which e. g. the greater part of Tulsidas' Ramayan is written."[2] Es ist aber z. B. auch für die „Arilla" von einer Beachtung der von Kellogg (Hindi Grammar S. 578) gegebenen Regel, daß sie auf ∪ ∪ enden müsse, nicht die Rede. Also auch hier tatsächliches Zusammenfließen mehrerer verschiedener Metra in das, was im Rāmcaritmānas durchweg Caupāī heißt und mit dem Ap.-Metrum identisch ist. Und eben darum scheint mir schon für dieses Ap.-Metrum, das zu den Theorien Hem.s (und des Prākṛta Pingala) nicht mehr paßt, der von dieser Theorie noch nicht überlieferte Name Caupāī die gegebene Bezeichnung: selbst wenn die Ap.-Dichter sie noch nicht selbst gebraucht haben sollten, ist sie jedenfalls praktisch brauchbar und sachlich einwandfrei. —

Drei Kaḍavakas des ĀP sind in Metren verfaßt, die mit dem Veḍha zwar nicht identisch, aber ebensowenig davon zu trennen sind. 14, 7 besteht aus 8 Zeilen von je 15 Gaṇas, Zeilen, die sich nur durch das Fehlen des besonderen Anfangsgliedes von echten Veḍhas unterscheiden; sie beginnen also – ⏑ | ∪ – ∪ statt ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ | ∪ ⏑ ∪. Bei 14, 2 ist Vaidyas Text in einigen Fällen sicher zu verbessern (s. oben). In anderen bleibt es zweifelhaft, wie weit sich der Dichter nur in dem tatsächlich vom Metrum gelassenen Spielraum bewegt. Nach der oben (S. 596) vorgenommenen Bereinigung haben wir vier Zeilen von je 18 Gaṇas; 1 und 4 beginnen wie die von 14, 7, schließen aber ∪. ∪ ∪ ∪ | ∪ ∪ ∪ ∪ | – – bzw. ∪ – ∪ | – – | – – | ∪ – ∪ | – –; 2 und 3 schließen regelmäßig, beginnen aber – – | – – | ∪ – ∪ | bzw. – – – | – – | ∪. ∪ ∪ ∪. Es ist durchaus möglich, daß alles dies erlaubte Variationen sind. 20, 5 endlich besteht aus 10 Zeilen, deren Länge zwischen 17 und 24 Gaṇas schwankt und die alle mit – ⏑ | ∪ – ∪ beginnen, aber teils mit ∪ ⏑ ∪ | – – | ∪ – – (7 Pādas), teils „regelmäßig" mit ∪ ⏑ ∪ | ⏑ ⏑ | ∪ – ∪ | – – (d. h. also in jedem Falle mit ∪ – –) schließen. Vor der Ghattā dieses Kaḍa-

1) Nach Hem. V 37 comm. nennen andre eine Aḍilā mit Yamaka aller vier (nicht nur je zweier) Pādas Maḍilā. Mit diesem „Maḍilā" ist „Muril(l)a" zweifellos identisch.

2) Hinzugefügt sei, daß diese Murilas auch den nach Hem.s Angabe (s. vorige Anm.) zu erwartenden gleichen Reim aller 4 Pādas nicht aufweisen.

vakas nun haben alle Hss. die doch wohl auf Puṣpadanta selbst zurückgehende Bemerkung: *imī Visamasīsaya-chanda-jāī kahiyā*, und ein Metrum des Namens Viṣamaśīrṣaka wird tatsächlich von Hemacandra gelehrt.

Chando'nuśāsana IV 90 (Druck fol. 35a) beschreibt zunächst das Samaśīrṣaka. Theorie und Praxis Hem.s, die ich hier nicht im einzelnen vorführen will, ergeben, daß es sich um eine Strophe von 4 gleichen Pādas handelt, die mit – ⏑̄ | ∪ ⏑̄ ∪ anfangen und mit ⏑̄ ⏑̄ | ⏑̄ ⏑̄ ⏑̄ ⏑̄ | ∪ – schließen und dazwischen beliebig viel allgemeine Veḍha-Glieder (⏑̄ ⏑̄ | ∪ ⏑̄ ∪) enthalten können, nur daß sich durch die Ableitung der Strophe aus dem Metrum Gāthā für den Pāda eine Mindestzahl von 12 Gaṇas ergibt; Hem. setzt uns eine Mammut-Beispielstrophe von 4×38 Gaṇas vor[1]. IV 91 folgt dann das Viṣamaśīrṣakam. Seine ebenfalls vier gleichen Pādas beginnen: 6 + ∪ ⏑̄ ∪, Fortgang und Schluß wie beim echten Veḍha. Da der Pāda nach Hem. entsteht durch Anfügung einer ungeraden Anzahl von allgemeinen Veḍha-Gliedern („4-Gaṇa-Paaren") an das Metrum Mālāgalitaka (6 + 10×4), ergibt sich auch hier eine Mindestlänge, die nicht unterschritten werden kann; die Beispielstrophe hat 4×25 Gaṇas[2].

Und wieder müssen wir feststellen, daß sich Puṣpadantas Viṣamaśīrṣaka von dem Hem.s in mehreren wichtigen Punkten unterscheidet: Anfang und Schluß sind ganz anders, und es scheint, wenn man 14, 2 und 14, 7 vergleicht, daß das *viṣamatva* von Puṣpadantas Viṣamaśīrṣakam nicht wie bei Hem. in der ungeraden Zahl der Gaṇas, sondern in der ungleichen Länge der Pādas besteht! Darüber hinaus ergibt sich, daß keins der beiden veḍhaartigen Metren Hem.s mit keinem der drei Metra von ĀP 14, 2; 14, 7; 20, 5 sich deckt. Für die Geschichte der indischen Verskunst am wichtigsten endlich ist die allgemeine Feststellung, daß der Veḍha des Kanons nicht allein geblieben und wieder verschwunden ist, sondern in Gestalt einer Reihe von Metren, die man vielleicht als seine Nachfolge-Metra bezeichnen könnte, in die Ap.-Kunstdichtung Eingang gefunden hat.

In einem andern Falle stellt sich unser Text auf die Seite Hem.s gegen den Prākṛta Pingala. Das Metrum HP No. 6 (ĀP 9, 6; 21, 6; 22, 6; 26, 8) heißt nach letzterem Sankhaṇārī, nach Hem. Somarājī: die Hss. nennen es Somarāī!

HP S. 194 wagte ich nicht, eins der beiden Metra 16 und 17 mit einem der von Hem. gelehrten achtmorigen Metra gleichzusetzen, von denen mir Madanavilasitā wegen der Gaṇa-Einteilung 5 + 3 von vornherein auszuscheiden schien. Das Metrum HP No. 17 kommt im ĀP in zweifacher Verwendung vor: als Metrum der Einzel-Kaḍavakas 4, 7; 8, 4; 15, 9 und 10 — und als Anfangsstrophe im Paricchedа 6. Im ersten Falle nennen es die Hss. Laliyā (GK) oder Laliyalayā (MBP), im zweiten Falle aber ist jeder Strophe der Name Malayavilasiyā vorgesetzt. Wir lernen hieraus zunächst, daß ein- und dasselbe Metrum bei Verwendung als Einzelstrophe oder Kaḍavaka-Metrum verschieden heißen kann, daß also meine Bedenken gerechtfertigt waren (HP S. 192 unten), den Namen der Ghattā Pāraṇaka auf das gleichgebaute Hauptmetrum 4 zu übertragen. Zweitens aber ist der Name *Malayavilasiyā* schwerlich von Hem.s *Madanavilasitā* zu trennen, und wir merken, abgesehen von der verschiedenen Form des Namens, auch hier wieder einen Widerspruch zwischen Hem.s Theorie („5 + 3") und Puṣpadantas Praxis an.

In den bisher veröffentlichten Ap.-Texten, auch dem HP, kam nur eine „Anfangsstrophe" (vgl. HP S. 183) vor, die in den Hss. regelmäßig durch ein vorgesetztes „*duvaī*" gekennzeichnet wird. Im ĀP finden sich Anfangsstrophen merkwürdigerweise nur in den Paricchedas 4—10, 14 und 16, aber hier treffen wir in jedem Paricchedа (außer 14) ein neues Metrum, dessen Name ebenfalls jeder einzelnen Strophe vorgesetzt wird: 4 Jaṃbheṭṭiyā, 5 Racitā, 6 Malayavilasiyā, 7 Khaṇḍayaṃ, 8 Āvalī, 9 Helā, 10 und 14 Duvaī, 16 Āraṇāla. Von der Malayavilasiyā ist eben schon die Rede gewesen. Die Jaṃbheṭṭiyā ist identisch mit der (uneigentlichen!) Ghattā HP No. 28[1], die wir also nun benennen können; Hem. beschreibt VII 67 eine dvipadī (unsere Strophe ist eine catuṣpadī!) Jaṃbhedikā (im Beispiel: Jābheddiā) der Form: (4 + 5) 2mal. — Die übrigen fünf Nicht-Duvaīs aber sind sämtlich nahe Verwandte der Duvaī: sie finden sich mit dieser zusammen bei Hem. im Khanjaka-prakaraṇa des IV. Adhyāya. Dies unterstreicht zugleich die Richtigkeit meiner Gleichsetzung der Duvaī mit der Khanjaka-Strophe Dvipadī (Hem. IV 14)

1) Darin lies am Anfang des 1. Pāda *sāra°* st. *sara°*; Schluß des im Druck falsch abgeteilten Pāda: *°lacchīē tihuaṇa-maṇaharē*; Pāda 3 Anfang lies *papphulla* st. *°lliya*.

2) Pāda 1: bei *avirala-dhāra-punja* fehlt 1 More (..... ∪ ∪ ∪ | ∪ ! – | ∪ – ∪); Schluß: *turidaṃ amaraniarō*; 2: Schluß lies *bhara-bhaṇgurida-kandharāi tammai varāha-pavarō*; 3: am Anfang fehlt 1 More (∪ – –); 4: Anfang *su-visamasīsayāī* st. *°sisa°*; *karavāla-dhārā* st. *°dha°*.

1) Doch hat diese Strophe Reim b/d, die Jaṃbheṭṭiyā Reim a/b, c/d.

statt, wie Jacobi wollte, mit der Dvipadī Upabhramarapada (Hem. VII 5; vgl. HP S. 195).—

Das Angeführte ließe sich leicht vermehren, ich breche jedoch ab, um noch auf den Inhalt des ĀP einzugehen.

Den Biographien des 1. Tīrthankara Ṛṣabha und seines Sohnes, des 1. Cakravartin Bharata, die den Inhalt des ĀP bilden, kommt innerhalb der „Geschichte der 63 Großen Männer" erhöhte Bedeutung zu. Nicht nur müssen R. und Bh. als die ersten Vertreter ihrer Gattung naturgemäß besonders ausführlich behandelt werden; nicht nur bedingt die erste Verkündung der Jaina-Lehre durch Ṛṣabha eine besonders große Anzahl dogmatischer Exkurse, Predigten usw. Es kommt hinzu, daß das ĀP die Entwicklung vom Goldenen Zeitalter zur gegenwärtigen Welt- und Gesellschaftsordnung und somit die Entstehung aller kulturellen und sozialen Einrichtungen, Satzungen, Riten, Bräuche usw. in jinistischer Sicht darzustellen hat. So ist es verständlich, daß die Digambaras (die gerade auf den letzten Gesichtspunkt besonderen Wert legen, vgl. v. Glasenapp in Festgabe Jacobi S. 331—345) diesen nur zwei von den 60 Caritas[1] umfassenden Teil der Welthistorie als das „Ādipurāṇa"[2] den 58 Caritas des „Uttarapurāṇa" gegenüberstellen. Wenn allerdings diese beiden Teile sich in der „klassischen" Sanskrit-Weltgeschichte der Digambaras verhalten wie 3 : 2 (12000 : 8000 Śloken), so lehrt uns jetzt Puṣpadantas Werk, daß daran der Umstand der Fortsetzung und Vollendung des von Jinasena Begonnenen durch seinen den Stoff weit mehr zusammendrängenden Schüler Guṇabhadra die Schuld tragen muß; denn Puṣpadantas ĀP macht nur etwas über ein Drittel seines Mahāpurāṇa aus: immerhin noch mehr als das Doppelte wie bei Hemacandra, dessen Ādīśvaracaritra nicht ganz ein Sechstel des Triṣaṣṭiśalākāpuruṣacaritra bildet. Fast genau gleich ist das Verhältnis in Śilānkas (Caupaṇṇa-) Mahāpurisacariya[3], wo (unter Nichtberücksichtigung der sehr langen Vorrede des Verf.) auf das Ṛṣabha-Bharata-carita 46 von 286 Hs.-Blättern entfallen.

Eine Hauptursache für den größeren relativen Umfang des Dig.-Werkes besteht jedoch noch darin, daß sein sehr beträchtlicher Schlußteil den Śvetāmbaras ganz unbekanntes Digambara-Sondergut darstellt: dieser Teil ist die Geschichte von Jaya und Sulocanā, das Jayakumāra-purāṇa. An ihm bestätigt sich noch einmal die oben behauptete verschiedene Art der Stoffbehandlung durch Jinasena und Guṇabhadra, dessen Anteil am Mahāpurāṇa genau mit dem Beginn dieses Abschnittes (Ādipurāṇa Kap. 43) einsetzt: er umfaßt im Sanskrit-Text mit 1460 von rund 12000 Śloken ein knappes Achtel des ĀP, bei Puṣpadanta dagegen mit 213 von 754 Kaḍavakas weit über ein Viertel.

Ursprung und Zweck dieses Dig.-Sondergutes[1] bleiben einigermaßen dunkel. Jaya ist der Sohn des Königs Somaprabha von Hastināpura und damit der Neffe jenes Śreyāṃsa, der Ṛṣabha das erste Almosen gab und sein erster Gaṇadhara wurde. Sulocanā, die Tochter des Königs von Benares, wählt ihn auf ihrem Svayaṃvara, dem ersten, der in diesem Yuga stattfand, und als Held des ersten Svayaṃvara findet Jaya seinen hervorragenden Platz im ĀP:

Purus tīrthakṛtāṃ pūrvaś, cakriṇāṃ Bharateśvaraḥ,
dāna-tīrthakṛtāṃ Śreyān, kilâsau ca svayaṃvare

heißt es ĀP 43, 52. Um ihn aber im ĀP recht fest zu verankern, lassen die Digambaras Jaya schon beim Digvijaya Bharatas eine besondere Rolle spielen: ihm allein war, wie wir bei Jinasena 32, 64ff. lesen, die Bezwingung der Meghamukha-Nāgakumāras zu danken, als sie mit ihrem Dauerregen Bharatas Heer zu vernichten trachteten, und wegen des furchtbaren Schlachtgeschreis, das Jaya dabei ausstieß, er-

1) 60, nicht 63, weil die Tīrthankaras 15—17 zugleich Cakravartins waren und also doppelt zählen.

2) Ich halte an der Erklärung dieses Titels (und damit auch des Titels Uttarapurāṇa) als Kompositum mit madhyama-lopa fest: vgl. den Titel des I. Parvans von Hemacandras Triṣaṣṭi⁰: „Ādīśvaracaritra"; die feste Dig.-Entsprechung von caritra ist purāṇa!

3) Von diesem noch ungedruckten Prakrit-Prosawerke, dessen Unzugänglichkeit W. Schubring mehrfach bedauert hat (G.Gel.Anz. 1932 S. 293, OLZ 1939 Sp. 180f.), habe ich durch die dankbarst anzuerkennende, verständnis- und vertrauensvolle Vermittlung des Muni Puṇyavijaya kürzlich die in Patan befindlichen Hs. erhalten. Es handelt sich um eine moderne Abschrift der Jaisalmerer Palmblatt-Hs. (Catalogue of MSS in Jesalmere Bhandars — GOS XXI — No. 311). Diese Abschrift ist zwar fehlerhaft, aber immerhin durchaus lesbar. Ich gedenke auf Grund ihrer später an anderer Stelle über das Werk zu berichten, kann aber jetzt schon versichern, daß es als Quelle Hemacandras keinesfalls in Frage kommt; es ist teilweise sehr knapp, ja unvollständig und Hem.s Werk sachlich weit unterlegen.

1) Guṇabhadra bezeichnet in seiner Vorrede (pīṭhikā) 43, 8 die Jaya-Sulocanā-Geschichte als eine „cūlikā", also eine Art Anhang, zum „Ṛṣabhapurāṇa"; sie bildet aber nicht dessen absoluten Schluß, sondern es folgen auf sie noch Ṛṣabhas Gemeindestatistik, letzte Predigt, Erlösung, Verbrennung usw. — Ein selbständiges Jayakumāracaritra verzeichnet Rai Bahadur Hiralal's „Catalogue of Sanskrit and Prakrit MSS in the Central Provinces and Berar" S. 643 (Verf.: Brahma Kāmarāja).

hielt er den Ehrennamen Meghasvara und wurde, wie Puṣpadanta 14, 11, 16 erzählt, von Bharata eigenhändig mit dem *vīrapaṭṭa* gekrönt. — Selbstverständlich endet auch dieser erste aller Svayaṃvaras — der als solcher ja typisch sein muß — mit dem Kampf des Siegers gegen seine minder glücklichen Rivalen, als deren Führer hier Bharatas Sohn Arkakīrti auftritt: soviel ich sehe, ist er sonst nicht bekannt, und es wird auch nirgends von seiner Geburt berichtet. Aber so langwierige (und -weilige) Schlachtschilderungen auch Guṇabhadra wie Puṣpadanta uns vorsetzen: die eigentliche, recht ereignisarme und uninteressante Jaya-Sulocanā-Geschichte wird — deutliches Zeichen späten Ursprungs und übrigens typisch für die Digambara-Tradition (vgl. HP S. 119) — an Umfang weit übertroffen durch eine unerhört verwickelte, bei Guṇabhadra stellenweise bis zu völliger Unverständlichkeit komprimierte Vorgeburtsgeschichte.

Nur ganz lose in den Rahmen dieser Vorgeburtsgeschichte gespannt ist das völlig selbständige Śrīpālacarita[1], das sich auf den ersten Blick von Anfang bis zu Ende als ein Gegenstück zur (bzw. eine Nachahmung der) Vasudevahiṇḍi (oder auch Bṛhatkathā selbst?) zu erkennen gibt und somit ganz vortrefflich in die Reihe jener „Zauber- und Vidyādhara-Geschichten" paßt, die ich HP S. 119 Abs. 4 als „vielleicht für die Digambara-Tradition überhaupt charakteristisch" bezeichnet habe. Eine genaue Analyse wäre nicht ohne Interesse, stößt jedoch auf einige Schwierigkeiten. Guṇabhadra hat es nämlich fertiggebracht, die außerordentliche Ereignisfülle dieser bei Puṣpadanta mit 82 Kaḍavakas (32, 1—36, 12) fast die Hälfte des gesamten Jaya-Romans einnehmenden Geschichte auf 250 Śloken (47, 1—250) zusammenzudrängen. Sein nirgends sehr erfreulicher Stil zeigt sich hier von seiner unangenehmsten Seite, und obwohl die dem Text beigegebene Hindi-Übersetzung[1] (offenbar aus den Glossen und dem Kommentar der benutzten Hss., vgl. Vorrede S. 1) manches ergänzt und erklärt, bleiben doch nach Guṇabhadras nahezu unlesbarer Darstellung viele Zusammenhänge und Einzelheiten unklar. Diese Behandlung der Geschichte durch Guṇabhadra ist übrigens insofern interessant, als sie beweist, ein wie fester und unentbehrlicher Bestandteil des ĀP sie bereits war, als er sein Werk schrieb — so gleichgültig, ja offensichtlich lästig sie ihm war, er wagte doch nicht, sie einfach wegzulassen. Es lag ihm also jedenfalls schon ein fertig ausgebildetes ĀP bzw. Mahāpurāṇa vor. — Puṣpadantas Darstellung ist um vieles vollständiger und klarer, setzt aber doch, wie die meisten Ap.-Werke, eine gewisse Bekanntschaft mit dem Stoff bereits voraus; auch ergeben sich eine ganze Reihe von Widersprüchen mit Guṇabhadra, wie denn überhaupt, wenn ich recht sehe, im ĀP die beiden Dig.-Quellen bei weitem nicht so genau zusammengehen wie im HP.

Zur Frage des Verhältnisses der uns vorliegenden Rezensionen des ĀP bzw. Ādīśvaracaritra und ihrer etwaigen Quellen sei es zum Schluß gestattet, wenigstens schon einen vorläufigen Beitrag zu liefern.

Als Ṛṣabha Bharata zu sich entbietet, ihm mitteilt, daß er der Welt entsage und ihn zum Nachfolger einsetzt, gibt Bharata seinem untröstlichen Kummer hierüber Ausdruck und betont, wieviel lieber er, statt als R.s Nachfolger zu herrschen, ihm weiter in Ehrfurcht dienen wolle. Hier findet sich nun bei Hem. und Puṣpadanta die folgende nahezu wörtliche Parallele:

Triṣaṣṭiśalākā I, 3

tvat-pāda-padma-pīṭhâgre
luṭhato me yathā sukhaṃ,

ratna-siṃhāsane, svāminn,
āsīnasya tathā na hi! 4

ĀP 7, 20

jaṃ tuha ṇiyaḍâsaṇai ṇiviṭṭhahu,

taṃ ṇa sokkhu hari-vīḍhi[2] *vaiṭṭhahu.* 11

1) Nicht zu verwechseln mit dem Śrīpālacarita alias Siddhacakramāhātmya, das in den Śvet.-Fassungen des Ratnaśekharasūri (Sirivālakahā, 1342 Str., meist Gāhās, 23 Str. Apabhraṃśa; datiert saṃvat 1428) und des Nayavimala (saṃv. 1745, Sanskrit-Paraphrase d. vorigen) gedruckt (Śreṣṭhi Devchand Lalbhai Jain Pustakoddhar 63 bzw. 56), in der Dig.-Fassung des Brahma Nemidatta handschriftlich vorliegt (Berlin Ms. or. fol. 2665), und dessen Beliebtheit mindestens 8 Gujarati-Rāsas (davon 7 in Berlin) bezeugen. Dieses Werk ist von dem hier in Rede stehenden vollständig verschieden, nur daß auch es starken Einfluß der Vasudevahiṇḍi aufweist (Reihe von Lambhas, genaue Nachahmung des Gandharvadattālambha usw.).

1) Vgl. v. Glasenapp, Festgabe Jacobi S. 332 Anm. 6. Von den ebendort Anm. 5 und 6 und in Vaidya's Introduction zu Puṣpadantas ĀP S. XXXIV aufgeführten vier indischen Drucken des Ādipurāṇa ist in Berlin und Halle keiner vorhanden. Herrn Prof. v. Glasenapp, der mir sein Exemplar auf längere Zeit zur Verfügung stellte, sage ich auch hier herzlichen Dank. Eine zugängliche und kritische Neuausgabe dieses grundlegend wichtigen Textes ist ein dringendes Erfordernis.

2) *hari-pīṭha* synon. = *siṃhâsana*!

tvad-agre dhāvataḥ padbhyāṃ		*jaṃ mahu tuha aggai dhāvantahu,*	
yathā mama sukhaṃ, vibho,			
salīla-sindhura-skandhâ-		*taṃ ṇa sokkhu gaya-khandhahī jantahu!*	12
dhirūḍhasya tathā na hi!	5		
tvat-pāda-pankaja-cchāyā-		*jaṃ pāyaḍiyau tuha paya-chāhii,*	
nilīnasya yathā sukhaṃ,			
jāyate me sita-cchattra-		*taṃ ṇa sokkhu mahu chattahu chāhii!*	13
cchāyācchannasya no tathā!	6		
tvayā virahitaḥ syāṃ cet,		*manti-mahāseṇāvai-pujjeṃ*	
tat kiṃ sāmrājya-saṃpadā?	7a	*paī rahiēṇa, tāya, kiṃ rajjeṃ?*	14

Kaum weniger genau ist die Übereinstimmung etwas später, als die Asketen, die mit Ṛṣabha zusammen der Welt entsagt haben, ohne es ihm in der Askese gleichtun zu können, staunend von ihm feststellen:

kiṃpākānîva nâtty eṣa			
phalāni madhurāṇy api,		*ṇa ṇhāṇaṃ ṇa phullaṃ*	
na svādūny api pibati		*ṇa bhūsā ṇa vāsaṃ*	
kṣarāṇîva payāṃsi ca,	104		
parikarmânapekṣaś ca			
na snāti na vilimptia,			
vastrâlaṃkāra-mālyāni		*pahū pāṇiyaṃ lēi*	
nôpādatte ca bhāravat.	105	*ṇâhāra-gāsaṃ.*	8, 2, 6
śayanâdi-vihīno 'pi			
nâyāsam anugacchati.			
na parikliśyate śītô-		*ṇa sī'uṇha-vāēṇa*	
ṣṇābhyāṃ giri-varêbhavat.	106	*jittō mahantō,*	
na hi kṣudhāṃ gaṇayati,			
na jānāti tṛṣām api,		*ṇa ṇiddāe bhukkhāe*	
sa-vairaḥ kṣatriya iva			
nidrām api na sevate.	108	*taṇhāe santo.*	7
asmān anucarī-bhūtān		*ṇa jaṃpēi ṇâlōyaē*	
kṛtâgasa ivâdhunā		*kaṃ pi bhiccaṃ,*	
na prīṇayati dṛṣṭyâpi,		*ṇiubbhō thiraṃ saṃṭhiō*	
saṃkathāyās tu kā kathā?	109	*ēma ṇiccaṃ.*	8
api putra-kalatrâdi-		*ṇa-yāṇēmi kiṃ cintaē*	
parigraha-parāṅmukhāḥ		*citta-majjhē —*	
na jānīmaḥ kim api yac		*maiṃ kammi saṃjōyaē*	
citte cintayati prabhuḥ.	110	*saṃdusajjhē*[1].	9

Beide Parallelen sind nun auf Hemacandra und Puṣpadanta beschränkt: weder bei Jinasena noch auch bei Śīlānka findet sich an den entsprechenden Stellen etwas Entsprechendes. Da man nun kaum wird annehmen wollen, daß Hem. ausgerechnet Puṣpadanta ausgeschrieben habe, so ergibt sich der interessante Sachverhalt, daß zwar Hem. und Puṣpadanta an diesen beiden Stellen unzweifelhaft aus der gleichen Quelle schöpfen, daß aber diese Quelle wenigstens für diese Stellen weder von Jinasena noch von Śīlānka benutzt worden ist. Schon dies allein würde genügen, die mindestens teilweise Unabhängigkeit Puṣpadantas von Jinasena, Hemacandras von Śīlānka zu beweisen. Es wäre merkwürdig, wenn genaue Durchmusterung beider Texte nicht noch weitere derartige Parallele zutage fördern würde. Sie gehören in eine Reihe mit der von mir HP S. 67 Anm. aufgezeigten Parallele, die für die „Prinzenlisten" gemeinsames Zurückgehen Hem.s und Jinasenas auf eine in (doch wohl Sanskrit-!) Śloken abgefaßte Vorlage beweist, für diese Partie also wiederum Hem.s Schöpfen aus der Prakrit-Prosa Śīlānkas ausschließt.

Es war der Zweck dieser Zeilen, zu zeigen, ein wie reiches, vielfach neues, schöne Ergebnisse versprechendes Material im ĀP und seinen Parallel-Werken der Durcharbeitung harrt. Mit dem Wunsche, daß eine solche vergleichende

1) 9a entspricht Hem. 110b, 9b Hem. 110a!

Bearbeitung, und zwar nicht nur für das ĀP, sondern für die ganze „Geschichte der 63 Großen Männer" möglichst bald unternommen werde, verbinden wir den andern, daß Vaidyas schweres und langwieriges, an seine Arbeitskraft und Ausdauer außergewöhnliche Anforderungen stellendes Unternehmen den finanziellen Schwierigkeiten zum Trotz schnell zu einem glücklichen Abschluß gelangen möge und Puṣpadantas magnum opus bald in drei Bänden vollständig vor uns liege.

Besprechungen.

Allgemeines.

Sanford, Prof., Ph. D., Eva Matthews: **The Mediterranean World in Ancient Times.** New York: The Ronald Press Company [1938]. (XXI, 618 S., 64 Taf., XI Ktn.) gr. 8° = A volume of the Ronald Series in History. $ 4.50. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Dies Buch will, wie das Vorwort sagt, die Mittelmeerwelt im Altertum als ein Ganzes darstellen und die leitenden Gesichtspunkte der Kulturgeschichte hervorheben. Der Rahmen ist weit gespannt: von der Älteren Steinzeit bis zum Siegeslauf des Islam, der hier das Ende des Römischen Reichs bedeutet. Vorgänge und Zustände in den Ländern um das Mittelmeer und im Vorderen Asien werden synchronistisch berichtet, soweit es möglich ist; der Leser soll also nicht eine Geschichte des Orients, Griechenlands, Roms finden, sondern soll einen Begriff davon erhalten, was innerhalb abgegrenzter Perioden in diesem ganzen Bereiche etwa gleichzeitig geschehen ist; auch die Zeittafel, die den Anfang macht, dient diesem Zwecke. Wer überhaupt einmal darüber nachgedacht hat, weiß gut genug, daß synchronistische Darstellung im strengen Sinne unmöglich, aber jeder Versuch lohnend ist, weil er überraschende Beziehungen ans Licht bringt, die sonst unbeachtet bleiben würden.

Hier wird nun bewußt der geschichtliche Verlauf in ein Fachwerk synchronistischer und systematischer Ordnungen hineingebaut, mitunter mit dem Erfolge, daß wirklich ein wertvoller Durchblick sich auftut; manchmal freilich geraten gerade dadurch die Ereignisse etwas aus der Reihe. Den inneren Widerspruch synchronistischen und systematischen Aufbaus überbrückt Verf. meistens mit Geschick. Um zu zeigen, was ich meine, nenne ich die vier großen Teile des Werks und einige der eingeordneten Kapitel. Im ersten Teile City-State, Tribe and Empires begegnen Kapitel wie Migrations and Settlements oder Imperialism and Diplomacy. Schon hier läßt sich nicht verkennen, daß der Wille zu synchronistischer und systematischer Ordnung durch den Ablauf der Vorgänge beständig gehemmt wird; daher decken solche Überschriften mehrmals eine Darstellung, die weniger systematisch und mehr historisch ist, als man zunächst erwartet. Im zweiten Teile Hellas, Persia and the West drängt sich diese grundsätzliche Frage weniger in den Vordergrund. Aber im dritten The Great Powers of the Hellenistic Age bedeutet das Kapitel The Social Question in the Hellenistic Age einen anziehenden und man darf wohl sagen gelungenen Versuch, eine Reihe von Vorgängen in der gesamten Mittelmeerwelt systematisch und synchronistisch nebeneinander zu ordnen und dadurch ihre Beziehung ins Licht zu setzen, ohne mit dem Finger darauf zu weisen. Wir lesen hier von Aufständen in Kleinasien und Griechenland, von Agis, Kleomenes und Nabis, von Sklavenkriegen, von den Gracchenbrüdern, lesen von den Theorien und Utopien über den Idealstaat; ein innerer Zusammenhang ergibt sich von selbst aus der Anordnung, ohne Künstelei und ohne viel Worte. Vergleichbar ist in Teil IV The Roman Empire das Kapitel Parthia and Trade with the Far East, das mir aus dem ganzen Buche am besten gefallen hat.

Wer einen so großen Stoff zusammenfaßt, kann nicht überall gleich Bescheid wissen und nicht für jedes Gebiet dieselbe Teilnahme aufbringen. Verf. steht, wie mir scheint, der Geschichte Roms besonders nahe; es tut dem Buch keinen Abbruch, wenn man dies spürt. Freilich auch hier kommt das geistige Leben zu kurz; zumal die Literatur sogar der Römer, um von anderen gar nicht zu reden, wird mit mageren und oberflächlichen Bemerkungen abgetan, und es schädigt wirklich das Gesamtbild der Mittelmeerwelt, wenn Gestalten wie Sokrates, Platon, Aristoteles so erledigt werden, wie es hier geschieht. Ein Verständnis des Christentums und seiner geschichtlichen Bedeutung sucht man vergebens; man lese nur das Kapitel The Arian Controversy. Gewiß, dies Werk ist nicht wissenschaftlich im eigentlichen Sinne und will keine Probleme entwickeln noch Fragen lösen, es will nur darstellen für gebildete Leser und für Lernende, die daraus viel gewinnen können; aber auch wenn man dies alles zugibt und anerkennt, bleibt es ein ernstlicher Mangel, daß die eigentlich geistige Seite im Leben und Wesen jener Völker und Zeiten im Schatten steht. In Deutschland neigt der akademische Unterricht dazu, in die wissenschaftliche Arbeit, ihre Wege und Fragen einzuführen; da bleibt bisweilen kaum Zeit, sich ein breites und sicheres Wissen des Tatsächlichen und Feststehenden anzueignen. Mir

wenigstens ist es so gegangen, und die Lücken spüre ich noch heute. Sanford schreibt für den Unterricht in Amerika, der wohl etwas anders gerichtet ist, und von hier aus muß man das Buch beurteilen; ich wünschte, ich wüßte alles, was darin steht. Die Auswahl der Bücher, die am Schlusse in Reading Lists reichlich empfohlen werden, weit überwiegend von englischen und amerikanischen Verfassern, entspricht der bezeichneten Richtung mehr auf Wissen als auf Forschen.

Fuchs, Harald: **Der geistige Widerstand gegen Rom in der Antiken Welt.** Berlin: W. de Gruyter & Co. 1938. (VIII, 102 S.) gr. 8°. RM 5 —. Bespr. von U. Kahrstedt, Göttingen.

Das kleine Werk ist ein Vortrag von 1933, mit Anmerkungen versehen, und zwar 24 S. Text, 67 S. Anmerkungen. Der Verfasser selbst stellt das Mißverhältnis in der Vorrede fest, betont aber, daß die ausführlichen Anmerkungen ihren Gewinn bringen. Richtig; der einzige Schade ist der, daß der Leser, der nur den Text liest, keine Ahnung von dem wirklich reichen Inhalt bekommt, mit anderen Worten, daß das Buch durchgearbeitet werden will. Der Rezensent beobachtet im Text oft genug, daß etwas Unentbehrliches nicht vorkommt, um nach dem Studium der Anmerkungen, man kann auch sagen Exkurse, die Kritik reumütig wegzuradieren, weil das fehlende fast immer reichlich und gründlich, wenn auch manchmal etwas versteckt, weiter unten geboten wird. Um nur Beispiele zu nennen: die Verwendung des Seneca als Quelle für die Stimmungen im Westen, die Cyprians und Tertullians für die der Christen, die von Esrah IV. und des syrischen Baruch für die der Juden. Manche der Exkurse sind kleine eigene Untersuchungen mit reichem Ertrag. Wieder nur als Beispiele: über das sog. Orakel des Hystaspes bei Laktanz, über den oder die von Livius und Dionys von Halikarnass kritisierten antirömischen Historiker und deren Gleichsetzung mit der Quelle des Trogus, die Bemerkungen über die jüdische Haß- und Trostliteratur nach dem Fall des Tempels — das sehr gute Stellenregister hilft diese reichen literarhistorischen Ergebnisse erschließen.

Der Verfasser will alles zusammentragen, was an antirömischen Äußerungen vorliegt und die geistigen Filiationen aufzeigen, d. h. die Strömungen, die sich mit dem Romgedanken auseinandersetzen, vom Beginn der römischen Großmacht um 200 v. Chr. bis Augustin. Was der Historiker dabei vermißt, ist eigentlich nur eines: eine schärfere Scheidung der Zeiten. Um mit der römischen Republik zu beginnen: es hat zwei aus sehr verschiedener Quelle fließende und sich zeitlich ablösende Gegnerschaften gegen Rom gegeben, die Klage der Griechen um das Ende der Freiheit und über die nivellierende Weltherrschaft mit ihrer geistigen und materiellen Verarmung und dann den Ansturm des erwachenden Orients, das eine Verzicht und Defensive, das andere attackierender Haß. Diese Erkenntnis ist dem Verfasser nicht ganz fremd und er klagt, daß wir für die erstere Phase wenig Material haben, während die zweite überall greifbar ist, politisch und auch literarisch in der Generation Sullas und Mithradates' konzentriert. Der Historiker, der von Politik und Wirtschaft herkommt, freut sich, mit welch sicherem Instinkt in dem vorliegenden Werk immer wieder der letztere der beiden Namen vorkommt. Ich glaube freilich, daß das Material noch einseitiger die zweite Phase begünstigt, als der Verfasser meint. Er rechnet eine in Phlegons Mirabilia überlieferte und im Jahr 190 v. Chr. spielende prophetische Szene, in der von dem kommenden asiatischen König und Rächer die Rede ist, auch literarisch in die Zeit nicht allzu weit nach diesem Datum, was mir für den ganzen Tenor zu früh erscheint; ich möchte sie nicht gerade datieren, aber doch zu der Gattung rechnen, die sich um das Stichwort Mithradates am leichtesten gruppieren läßt. Die ganze Untersuchung geht von Karneades' Reden in Rom aus, die den Begriff der Gerechtigkeit zerpflücken, mit dem Rom so gern operiert. Hier kann man über Auffassungen nicht herauskommen, aber ich glaube nicht, daß das geistiger Widerstand gegen Rom ist. Mit Gerechtigkeit operierten auch andere Leute, der Philosoph will Reklame und Sensation machen. Oder etwa — nur eine Kleinigkeit — wenn bei Justin i. J. 198 eine Naturkatastrophe als Vorzeichen dafür betrachtet wird, daß Rom die Welt verschlingen werde, ist das sicher Stil der Zeit des Trogus, kein Gedanke der Zeitgenossen des Ereignisses selbst.

Um so reicher wird mit solchen zeitlichen Versetzungen die zweite Gruppe der Widerstände gegen Rom, die, wie gesagt, auch bei dem Verf. die Hauptrolle spielt. Sie wächst wohl noch weiter dadurch, daß man den oben genannten an einem Königshof lebenden Historiker, den Dionys von Halikarnass tadelt, eventuell zu ihr ziehen muß. Der Verfasser spricht von ihm, anderen Forschern folgend, als dem partherfreundlichen Autor und denkt an den parthischen Hof. Das ist aber ganz theoretisch — man kann auch an Mithradates oder Tigranes denken. Einzelnes

hätte ich gern schärfer betont gefunden: das Leiden der Griechen unter der Mißwirtschaft der römischen Provinzialregierung, die den orientalischen Sultanen vom Steuerpächter direkt in die Arme getrieben werden und die die Brücke bilden zwischen der geistigen Opposition der Zeit vor und neben Polybios und dem Haß des Morgenlandes gegen Rom — wie überhaupt hier, wie so oft in philologischen Arbeiten, das was getan und gelitten wird, etwas kurz kommt gegenüber dem was gedacht und geschrieben wird. Ferner würde ich gelegentlich betont haben, daß der Haß nicht gegen Rom sondern gegen die Italiker geht, die Herren in Delos und die Flüchtlinge vor Mithradates in Asien sind und heißen mit Recht immer Italiker. Endlich auch eine andere Erscheinung, die ebenfalls eine Brücke von der Abwehr der Griechen gegen Italien zu der des Orients mehr gegen Europa als gegen Rom führt: die an der Wende der uns angehenden Zeiten stehende antigriechische Literatur des erwachenden Ostens. Das Buch Daniel denkt nicht an Rom, wie der Verfasser weiß, und die sog. Weissagungen des Töpfers sprühen Haß gegen Alexandria, nicht gegen Rom. Die Phase war kurzlebig, weil die römische Republik es fertiggebracht hat, Griechen und Asiaten zu einem Chor der Rache gegen sich selbst in ein Lager zu treiben — bis Lucullus und Pompeius dieser Perversion der historischen Entwicklung ein Ende machten. Vielleicht auch noch ein weiteres: bei den Sklaven-, genauer Proletarieraufständen in Sizilien, Campanien, Asien finden wir Wundermänner, Feuerspeier und Propheten wie Eunus und seinesgleichen. Auch sie sind sehr bewußt ein Stück Widerstand gegen Rom mit ihren bewußt orientalischen Staatengebilden, und der in unserem Buch genannte Orakelspruch über die Krone des Catilinariers Cornelius Lentulus gehört in diese Linie.

Etwas über den Rahmen des Titels führt manches hinaus, wo wir innerrömische Dinge vorgetragen bekommen. Und hier sehe ich doch manches anders. Wenn Sertorius nach den kanarischen Inseln gehen und später Horaz mit allen guten Bürgern auch dahin flüchten möchte, ist das einmal ein strategischer Rückzug, das zweite Mal eine dichterische Klage über die Unrast der Zeit, kein Widerstand gegen Rom. Gewiß klingt manches Wort bei Horaz an Stimmen aus dem Orient an, aber ihn mit den Haßprophezeiungen des Alten Testaments oder etwa der sibyllinischen Bücher geistig zusammenzustellen wirkt schief — und überschätzt wohl die außerklassische Bildung des Horaz. Und wenn davon die Rede ist, daß Cäsar und Antonius die Residenz nach Ilion oder Alexandria verlegen wollen, treten wir in ein ganz neues Kapitel: in die Frage der hellenistischen Monarchie als neue Staatsform statt des von Pompeius konzipierten und von Augustus verwirklichten Prinzipats, kein Widerstand gegen Rom von anderer Seite, sondern die Idee der Umgestaltung des Reiches nach Alexanders Muster.

Bei der Kritik an Rom in der Kaiserzeit stehen wir natürlich in einer ganz anderen Luft. Reiches Material bei Plutarch, Dio, Lukian u. a., dazu die alexandrinischen heidnischen Märtyrerakten (die freilich stark alexandrinisch lokal sind, nicht griechisch im allgemeinen Sinn). Bei den ersteren geht es um kulturelle Dinge, Gladiatoren, Arena u. ä. — dagegen nicht um den Kaiserkult, der als ursprünglich griechisches Gewächs auf einem ganz anderen Brett steht. Und wieder hätte eine Sonderung der Zeiten Einzelheiten schärfer herausgebracht, so die Steigerung des Selbstbewußtseins der Griechen seit dem wirtschaftlichen Aufstieg des Ostens im kaiserlichen Frieden. Seit den Flaviern ist das Griechentum so reich wie nie zuvor und es tut den Mund wieder auf.

Als Einheiten für sich werden, sehr sorgfältig, die jüdische und die christliche Literatur über und gegen Rom betrachtet. Vielleicht ließe sich hier und da einiges nachtragen, Tertullian u. a. geben für die nicht unwichtige Seite der Gleichgültigkeit der Christen gegen Bestand, Wirtschaft und Verteidigung des Reiches noch mehr aus, als wir vorgetragen bekommen. Bei der jüdischen Literatur wäre wichtig, daß sie nunmehr nicht mit dem kommenden irdischen Reich der Juden, sondern mit dem jüngsten Gericht operiert. Im übrigen ist die Art des Widerstandes gegen Rom sehr verschieden gelagert, manche der griechischen Kritiker meinen überhaupt nur die Großstadt Rom mit ihren Schattenseiten, und dazu den reich gewordenen Mann junger Kultur, die Juden meinen den Staat, der Jerusalem zerstörte, die Christen den weltlichen Staat, der sich der Civitas dei entgegenstemmt und der genau so ihr Gegner gewesen wäre, wenn er kein Imperium Romanum, sondern ein Gebilde anderer Art gewesen wäre. Diese Verschiedenheit hätte manchen kleinen Pinselstrich im Bilde mehr und vielleicht den einen oder anderen auch abweichend von dem was wir lesen erfordert. Endlich ist wohl bei den Juden angemerkt, daß viele Äußerungen der Loyalität den ablehnenden Stimmen gegenüberstehen. Das gilt aber für die Griechen erst recht, von Dio und Aelius Aristides bis in die Inschriften,

es gilt sogar für die Christen, man denke an die Inschrift des Aberkios. Wenn man diese, zum Teil von der Fragestellung des Buches diktierte Lücke als Fehler ansehen will, ist es derselbe wie oben: die Zeiten könnten schärfer geschieden werden, der Grieche steht zum Reich in den Jahrhunderten verschieden und der Christ der Apokalypse ist ein anderer als der unter den Antoninen.

Die obigen Zeilen wollen aber nicht mäkeln, sondern ergänzen, sie wollen ein paar Linien schärfer herausstreichen. Und das, wozu solche Ergänzungen treten, die Linien bei Fuchs, die der Kritiker nur nachzieht, sind von der ersten Seite zur letzten sehr dankenswert und überall gleichmäßig lehrreich.

Ägyptologie.

Brunton, Guy: **Mostagedda and the Tasian Culture.** With a Chapter by Dr. G. M. Morant. London: Bernard Quaritch Ltd. 1937. (VIII, 163 S., 84 Taf.) 4°. £ 2.10 s. Bespr. von A. Scharff, München.

Wenn man einen Band von G. Brunton zur Hand nimmt, weiß man von vornherein, daß man darin in sorgfältigster Kleinarbeit bereitetes archäologisches Material finden wird, alles gründlich und sachlich, ohne weitschweifende Theorien und Kombinationen. Brunton hat zwar als Schüler und Mitarbeiter Petries begonnen und ist auch in gewissem Sinne der Fortsetzer seines großen Ausgrabungswerkes; in der Art der wissenschaftlichen Publikation stellt er aber ungefähr den Gegenpol zu Petrie dar.

Als Petrie seit dem Jahre 1925 die Tätigkeit seiner British School of Archaeology endgültig nach Palästina verlegt hatte, ging Brunton an die weitere Bearbeitung des von der Brit. School verlassenen Ausgrabungsfeldes im Gebiet von Badâri, wo u. a. frühvorgeschichtliche Funde eigener Art gemacht worden waren, die heute unter dem Namen „Badârikultur" allgemein bekannt sind. Brunton hat nun, in der Hauptsache auf eigene Kosten, in vier Grabungswintern das Gebiet unmittelbar nördlich von Badâri[1] durchgegraben. Dabei war das Brit. Museum Konzessionsträger, und die Publikation erscheint denn auch als eine dieses Museums. Die im vorliegenden Bande zusammengefaßten Ergebnisse der beiden ersten Grabungswinter (1927/8, 1928/9) gehen unter dem Namen des kleinen Ortes Mostagedda, die noch unpublizierten Funde der Winter 1929/30, 1930/1 heißen nach dem im gleichen Gebiet gelegenen Orte Matmar.

Für einen richtigen Ausgräber und besonderen Kenner der Kleinarchäologie wie Brunton ist kein Fund zu gering, um nicht genau aufgenommen und registriert zu werden. Da nun jene Gegend von der Vorgeschichte an bis in die koptische Zeit dauernd besiedelt war, so gibt es Funde der verschiedensten Perioden. Es gibt Friedhofs- und Siedlungsfunde, letztere durchweg aus kleinen, unbedeutenden Anwesen; eine irgendwie bedeutendere Stadt hat hier offenbar nie bestanden. Damit ist angedeutet, was selbstverständlich keinerlei Vorwurf sein soll, daß das Durchblättern der Tafeln nichts Absonderliches bietet. Das Wertvolle ist die Gesamtheit der Funde, Keramik, Schmuck, Geräte aller Art und aller Zeiten, und die große wissenschaftliche Leistung des Verf.s besteht darin, in unermüdlicher Kleinarbeit alle diese zahllosen Kleinfunde, die jetzt die verschiedensten Sammlungen bereichern, geordnet und registriert, dazu archäologisch zuverlässige Datierungen gegeben zu haben.

Das Bild der Badârikultur, wie das der I. und II. Negâdekultur wird in Einzelheiten bereichert; dasselbe gilt für die Funde des Alten Reiches, die gerade aus Oberägypten immer selten und daher wichtig sind. Auch die Dinge des Neuen Reiches und der Spätzeit bieten interessante Einzelheiten. Näher eingegangen werden soll hier aber nur auf zwei Fundgruppen: die Tasafunde und die Pfannengräber. Über die nach dem Dorfe Dêr Tâsa genannte „Tasakultur" berichtet Br. im 5. Kap. (S. 25ff.) zusammenfassend. Es handelt sich um Hockergräber ähnlich den sonstigen vorgeschichtlichen, aber mit andersartigen Funden. Nur ganz wenig Schädel konnten geborgen und untersucht werden; die sehr übersichtliche Zusammenstellung auf Taf. 84 zeigt auch dem Laien in anthropologischen Fragen, daß die Badâri- und Negâde I-Schädel fast identisch sind und daß sich diesen beiden gegenüber die Tasaschädel in ihrer Viereckigkeit und Breite als Angehörige einer anderen Rasse[1] ausweisen. Die Keramik besteht aus meist tiefen Töpfen (Schüsseln), oft mit deutlichem Knick und immer mit wie abgeschnittenem Rand; Farbe in der Regel graubraun, keine Politur, aber manchmal eine rohe, senkrecht verlaufende Rippelung; keinerlei Bemalung oder sonstige Verzierung. Die in der ägyptischen Vorgeschichte sonst so häufige rotpolierte Ware kommt nicht vor, schwarzpolierte (also wie in Merimde) vereinzelt; die ganz wenigen schwarzroten Gefäße (black-topped) scheinen nicht mit Sicherheit zur Tasagruppe zu gehören. Das ganz Besondere sind

1) Der heutige Ort Badâri liegt auf dem Ostufer unweit nördlich von Qâw el-Kebîr und Hemamîeh; die zugehörige Bahnstation ist Abutîg zwischen Assiut und Sohag.

1) Über die Rassenzugehörigkeit der vorgeschichtlichen Schädel von Badâri handelt Kap. 9, S. 63ff., von dem englischen Anthropologen Morant. Dieser Gelehrte behandelt die heiklen anthropologischen Fragen mit ähnlicher Vorsicht wie Brunton die archäologischen, so daß eigentlich nichts Greifbares herauskommt. Die anthropologische Forschung steckt hier immer noch in den Anfängen, und daher ist die Enthaltsamkeit der Mitteilungen auch nur zu begrüßen.

Scherben von Bechern (beaker), die ich schon vor Jahren neben die westeuropäischen Tulpenbecher gestellt habe[1] (Taf. 11/12, Tasakeramik). An bezeichnenden Tasafunden sind ferner zu nennen: teilweise polierte und manchmal ungewöhnlich große Kalksteinbeile (Taf. 26), annähernd rechteckige Paletten aus Kalkstein (also wie spätvorgeschichtlich in Nubien; s. Taf. 22), Schmuck fast nur aus Muscheln (Taf. 22). Die im ganzen recht rohen Feuersteingeräte lassen sich, wie der Verf. selbst sagt, meist schwer von denen der Badârikultur unterscheiden. Kupfer fehlt gänzlich. Die große Frage ist, wie wir diese Funde, die mit Recht gesondert von den andern als Tasakultur bezeichnet werden, zu verstehen und einzuordnen haben. Petrie hätte sicher sofort eine große Theorie von einem fremden Einwanderervolk zur Hand gehabt; Brunton dagegen sagt in seiner Übervorsichtigkeit zu diesen Fragen so gut wie gar nichts, jedenfalls so wenig, daß man am Ende des Abschnitts doch unbefriedigt bleibt. Nicht einmal angeführt ist mein Hinweis auf den europäischen Tulpenbecher, mit dem sich der Verf. doch wenigstens hätte auseinandersetzen müssen. Zu diesem Hinweis möchte ich hier hinzufügen, daß ein sehr bekannter deutscher Vorgeschichtsforscher, als ich ihm in Berlin einen dort vorhandenen großen, typischen Tasatopf[2] aus Br.s Grabung zeigte, an die ägyptische Herkunft überhaupt nicht glauben wollte, sondern sofort neolithische Kulturgruppen Mitteleuropas anführte, in denen jenes Gefäß heimisch sein könnte. Mir selbst scheint die Tasakeramik derart unägyptisch und europäisch, daß ich zeitweise an der Br.schen Datierung an den Anfang der ägyptischen Vorgeschichte zweifelte und geneigt war, hier einmal wirklich an Gräber fremder Eindringlinge aus geschichtlicher Zeit zu denken. Jedoch haben mich Br.'s Darlegungen überzeugt, daß die Tasafunde doch sicher vorgeschichtlich sind und in die Nachbarschaft der Badârifunde gehören müssen. Zwar sind Tasafunde nirgends stratigraphisch einwandfrei festgelegt, doch ist gesagt, daß sie jedenfalls unter Gräbern aus dem AR gefunden wurden und daß im Friedhof Nr. 400 Gräber der Tasa- und der Badârikultur untermischt sind (S. 25/6). Also wird man die Tasafunde, die an Zahl weit hinter den Badârifunden zurückstehen, neben oder gar etwas vor die Badârikultur setzen müssen, d. h. also wohl noch ins 5. Jahrtsd v. Chr. Die Tulpenbecherfrage[3] und damit die nach den Zusammenhängen der Tasakultur überhaupt wird damit vorläufig unlösbar, denn die westeuropäische Glocken- und Tulpenbecherkultur gehört frühestens in die 2. Hälfte des 3. Jahrtsds v. Chr. Wenn man nicht an zwei zeitlich und räumlich völlig getrennte Entstehungsgebiete des Tulpenbechers denken will, was mir unwahrscheinlich ist, so wäre vielleicht eine mögliche Hypothese die, daß man der Bremerschen Ansicht folgt[4], der den europäischen Tulpenbecher der Michelsberger Kultur von Typen am Ende des Mesolithikums herleitet, und auf dieser Zeitstufe (um 5000 v. Chr.) Zusammenhänge mit den Tasa-Tulpenbechern annimmt. Aber dies ist freilich noch fern von jeglicher Beweisbarkeit. Wie dem auch sein möge, in das Bild der einheimisch ägyptischen Keramik paßt der Tulpenbecher jedenfalls nicht hinein, er muß daher als fremd bezeichnet werden. Es ist wirklich schade, daß Br., der Entdecker und einzige wirkliche Kenner der Tasafunde, zu diesem ebenso merkwürdigen wie wichtigen Problem gar keine Stellung genommen hat. Ich bin gewiß sonst kein Anhänger jener, die für jeden seltsamen Fund in Ägypten irgendwoher "an invading new race" aufmarschieren lassen, aber in diesem Falle scheint mir kaum eine andere Möglichkeit zu sein, obwohl Br. dies gerade hier von sich aus ablehnt (S. 32).

Als zweite, besonders interessante Fundgruppe greife ich noch die Pfannengräber (Pan-graves) heraus, die Br. im 24. Kap. (S. 122ff.) ausführlich behandelt. Unter dieser Bezeichnung versteht man bekanntlich seit Petries Diospolis-Publikation flache Hockergräber (Pfannen), die wie vorgeschichtliche aussehen, in Wirklichkeit aber nubischen Eindringlingen angehört haben, die in der 2. Zwischenzeit, also zwischen MR und NR, in Oberägypten vorübergehend eingedrungen waren[1]. Br. stellt zunächst die wenigen Fundplätze dieser Art zusammen, der nördlichste ist Rîfe bei Assiut. Seine Funde sind die üblichen: kleine, halbkugelige Schalen, verwandt mit denen der nubischen C-Gruppe, die aus zwiefach durchbohrten Muschelplättchen bestehenden Armbänder, Ledersandalen und anderes Lederzeug, betupfte Gehörne von Ziegen, Schafen, auch Gazellen und Ochsen (Taf. 72ff.). Auf einem Ochsenschädel sind zwei Augen (wohl gegen den bösen Blick) gemalt und zwischen ihnen ein Mann (wohl Nubier), der mit der linken Hand ein Beil vor die Brust hält und in der herabhängenden rechten Hand eine andere Waffe (gekrümmten Schlagstock?) trägt; dabei steht sein unägyptisch aussehender Name (?) *qzkȝnt* (Taf. 76)[2]. Das wichtigste Stück ist ein geschäftetes Kupferbeil, auf dessen Klinge der Königsname *Nb-mȝʿ.t-Rʿ* eingraviert ist (Taf. 74 und S. 127); merkwürdigerweise ist gerade dies Stück mit der Inschrift nicht in Zeichnung wiedergegeben. Es kann sich bei diesem Königsnamen nur um einen von zwei Inhabern dieses Namens aus der 2. Zwischenzeit handeln[3], nicht etwa um Amenophis III. aus der 18. Dyn. Dies Beil bringt also einen wertvollen Anhalt für die Datierung der Pfannengräber.

1) Grundzüge der äg. Vorgeschichte (Morgenland H. 12) Taf. 3.

2) Scharff, Altertümer der Vor- und Frühzeit I Taf. 29 Nr. 761.

3) Vgl. ebenda S. 15. Zwei weitere hierhergehörige Tulpenbecher, die Brunton nicht erwähnt, sind veröffentlicht von Scharff in JEA. 14 Taf. 27,1 (das vorzüglich erhaltene Stück jetzt in der Münchener ägypt. Sammlung) und von Lugn in JEA 17 Taf. 4, 1 (in Stockholm).

4) Ebert, Reallex. der Vorgesch. VIII, 186 § 3; Tulpenbecher vom Michelsberger Typ siehe dort auf Taf. 57, 8, 12, 17.

1) Mit der Pan-grave-Kultur wird die Stelle des Carnarvon Tablets zusammenzubringen sein, an der es heißt, daß der Nubierfürst sich auch ein Stück von Ägypten angeeignet hat, s. Erman, Literatur S. 83. Der Text behandelt bekanntlich den Beginn der Befreiung Ägyptens unter König Kamose der 17. Dyn.

2) Die Identifikation mit modern nubisch goskanti, die nach S. 131 Anm. 1 Murray vorgeschlagen hat, ist aber doch mehr als fraglich, da wir nichts darüber wissen, ob das heutige Nubisch bis in jene alten Zeiten zurückreicht. G. v. Massenbach führt das Wort in ihrem Kunûzi-Wörterbuch unter gaskatti, goskatti, gaskanti mit der Bedeutung „Ei, Hode" auf, Mitt. Sem. f. or. Sprachen Jg. 36 Abt. III S. 166.

3) S. Burchardt-Pieper, Königsbuch S. 38 Nr. 172 und 175, Belege nur vom Turiner Königspapyrus; sie führen beide Könige unter den letzten der 13. Dyn. auf.

Das Referat soll nicht geschlossen werden, ohne daß Mrs. Brunton gedacht worden sei, der ersten und unermüdlichsten Mitarbeiterin ihres Gatten; sie hat die unzähligen Kleinfunde aller Art unmittelbar nach jedem einzelnen Fund gezeichnet und so die Unterlagen für sämtliche Strichzeichnungen der Publikation geschaffen. Ihr Zeichenstil ist als geradezu vollendet für diese Dinge zu bezeichnen, und die Tafeln bieten trotz der Vielheit des Gebotenen in ihrer ruhigen Klarheit und ihrem einheitlichen Stil, auch im Hinblick auf die abgekürzten Angaben, Ziffern usw. bei den Einzelstücken sowohl dem Auge ein durchaus erfreuliches Bild wie dem denkenden Geist ein denkbar zuverlässiges Arbeitsmaterial. Infolge Br.s Ernennung zum Ass. Keeper am Museum in Cairo im Jahre 1931 ist der vorliegende Band mit erheblicher Verspätung erschienen. Wollen wir hoffen, daß das Erscheinen des anschließenden Bandes über Matmar nicht aus demselben Grunde über Gebühr lange hinausgezögert wird.

Keilschriftforschung.

Potratz, Hanns A.: **Das Pferd in der Frühzeit.** Dissertation. Rostock: C. Hinstorff [o. J.]. (215 S.) 8°. Bespr. von Ferd. Sommer, München.

Dieses mit frischem Mut geschriebene Buch würde ich als Hethitologe nicht anzeigen, wenn ich mich an seinen durch den Titel umschriebenen Inhalt als Ganzes zu halten hätte. Da aber der weitaus größte Teil einem fürs Thema wichtigen hethitischen Text gewidmet ist, besteht geradezu die Verpflichtung, es auch nach dieser Seite hin zu betrachten. So sei von vornherein festgestellt, daß die Hethitologie das Werk, wenn auch mit Einschränkungen, begrüßen darf: Ist es schon gut, daß wir die Tafeln des Kikkuli nunmehr in zusammenhängender Ausgabe mit Umschrift, Übersetzung und Kommentar vor uns haben (Hrozný's im Archiv Orientální III [1931] 431ff. begonnene Arbeit ist bis jetzt ein Torso geblieben), so bietet der Vf. noch eine bedeutsame Förderung dadurch, daß er glücklicherweise als Pferdefachmann sachlich allerhand Nützliches zu bemerken hat. Er besitzt hinreichend gesunden Menschenverstand und ist ehrlich an die Arbeit gegangen; selbsterkannte Schwächen seiner Beweisführung gesteht er offen ein. — Das Werk ist vom Prähistoriker Tackenberg angeregt; es enthält demgemäß viel Prähistorisches und damit Dinge, über die mir ein Urteil nicht zusteht[1]. Ich weiß nicht, ob P. überhaupt erst von der Vorgeschichte ausgehend die Bearbeitung eines hethitischen Sprachdenkmals für sein Thema ins Auge gefaßt hat. Das verdiente besondere Anerkennung, und man würde dann auch um so milder darüber urteilen, daß es im Philologischen, Epigraphischen und besonders im Sprachwissenschaftlichen (das zum Glück eine untergeordnete Rolle spielt) recht oft hapert. Für meine Person glaube ich indessen, zumal ja auch Vor- und Frühgeschichte hier stark interessiert sind, der Wissenschaft einen besseren Dienst zu leisten, wenn ich nicht eine längere Serie von Belegen für solche Mangelhaftigkeiten im einzelnen aufzähle[1], sondern mich in einigen gewichtigeren Fragen mit dem Vf. sachlich auseinandersetze.

1. Nur ein Einzelpunkt sei herausgegriffen, weil er mir methodisch nicht belanglos zu sein scheint:

P. leugnet für *ú-zu-uḫ-ri-* (so schreibe auch ich bis auf weiteres) die Bedeutung „Gras" und nimmt „Luzerne(?)" an, entsprechend *uzuḫritī* als „Luzerneweide(?)"; vgl. S. 176f., 186f., 202. An letztgenannter Stelle meldet er aber selbst gewichtige Bedenken an. Von größter Bedeutung hier zunächst, daß die Tiere, wenn sie (*A.NÁ*) *ú-zu-uḫ-ri-ti-i* gelassen werden, gar

1) Es hat sich so gefügt, daß die Arbeit gerade erschien, als das Thema „Pferd" vom prähistorischen und indogermanistischen Standpunkt aus in Übungen, die Hans Zeiß und ich gemeinsam abhielten, zur Verhandlung kam. Dabei ergab sich, wie nebenbei bemerkt sei, daß Vf. zwar über kein lückenloses Wissen verfügt, ja, daß ihm manches Wichtige entgangen, manches von ihm nicht richtig erfaßt ist, daß er aber doch recht viel, zum Teil entlegenes Material herangezogen und, dank seiner Eigenschaft als Pferdekenner, auch für die Vorgeschichte Vernünftiges und Wertvolles beibringt; vgl. seine nüchterne Stellungnahme in Sachen des Florentiner Wagens S. 29, die Bemerkungen über die für einen rechten Gebrauch des Pferdes im Altertum vielfach hemmende Unzulänglichkeit der Anspannung S. 38ff., über den Steigbügel 24ff., Mundstücke und Gebißknebel 56ff. Dagegen sind z. B. zu beanstanden seine Mitteilungen über das Kuppelgrab von Emst S. 50f. (es handelt sich bei den Beigaben nicht um Glockenbecher, sondern um niederrheinische Becherkultur). Die ältesten Streitwagengräber in Deutschland, Böhmen usw. gehören der Hallstattperiode an und sind älter als die keltische Latène-Zeit (S. 51), das Steinkistengrab von Züschen S. (27), 54 zeigt wirklich Ochsen-, nicht Pferdebespannung (die Hörner sind deutlich zu erkennen); außerdem ist es nicht für „einen bedeutenden Mann" angelegt, sondern enthält die Reste von 27 Bestattungen. — Für einige freundliche Auskünfte in Pferdefachfragen bin ich meinen Kollegen von Frauenholz und Henseler zu großem Dank verpflichtet.

1) Der Kenner des Hethitischen wird sie selbst unschwer wahrnehmen, und für andere ist es ohnehin notwendig, im konkreten Einzelfall sich beim Philologen über den Wert des Gebrachten zu orientieren.

nicht weiden. Das könnte überhaupt höchstens für den Passus KUB I 13 III 33 auch nur in Frage kommen (die Richtigkeit der Ergänzungen zu Z. 33, 34 dabei vorausgesetzt). Aber hier hat P. andere und berechtigte Skrupel wegen des Inhalts der Umgebung. So wird das Futter doch wohl auch an dieser Stelle, wie sonst, dargereicht werden (vgl. die Spezialisierung III 52ff.). In I 13 I 3f. geht, ohne Fütterung, sofort das Training los[1]. Nun konnte der Vf. allerdings kaum wissen, daß (*A.NA*) *uzuḫritī* keine Ableitung zu *uzuḫri-* ist, wie auch ich früher mit anderen angenommen hatte, sondern ein ḫurrischer Lokativ des Wortes (dazu, wie ich hoffe, demnächst kurz in dieser Zeitschrift). Das Ganze heißt also einfach „wenn man die Pferde zum (aufs) *uzuḫri-* läßt". — *uzuḫri-* ist als Materie weiter das Hauptfuttermittel (meist in getrocknetem Zustand). Angesichts der begrifflichen Gleichheit von *uzuḫri-* und *uzuḫritī* kann man vernünftigerweise nur an „Gras" (bzw. „Heu") denken (Lit. b. Sturtevant Hitt. Gloss. s. v. *Ūzuḫris*) und für das lokativische *uzuḫritī tarna-* an „aufs Gras, auf den Rasen lassen". (Es wäre denn doch auch mehr als auffallend, wenn die Pferde überhaupt niemals Gras oder Grasheu zu fressen bekämen; eine ausschließliche Kleefütterung wäre ohnehin abnorm.) P.s Gegenargumente sind nicht stichhaltig, weder die Beschränkung des Wortes auf die Pferdetexte (S. 186, s. sofort unten) noch das Vorhandensein eines heth. Wortes *ǵelku-* für „Gras" (S. 176). Zunächst: Da es mit der „Weide" nichts ist, vielmehr beim „Lassen" auf das *uzuḫri-* angeschirrt und losgefahren wird (I 13 I 4), darf man wohl für solche Situation behaupten, daß sich ein Rasen sehr wohl, ein Luzernefeld recht wenig empfiehlt. Weiter erwähnt P. S. 176 selbst, daß *ǵelku-* „Gras" auf einem der neugefundenen Pferdetexte begegnet. Hier speziell ist es schade, daß P., obwohl er zum Kollationieren seiner Tafeln in Berlin war, dort nicht genaueren Einblick in die neuen Stücke genommen hat: Auf ihnen kommt nämlich *uzuḫri-* überhaupt nicht vor, dagegen an einer ganzen Reihe von Stellen *ǵelku-*; vgl. XXIX 40 IV (23), 41 8, 46 14, 50 I 31, IV 25, 51 I 8, 17, 52 I 6, (8), 54 IV 2. In den halbfett gedruckten Belegen folgt *ḫātand-* „getrocknet" (52 I 8 abgebrochen).

1) Die Vermutung, daß hier — und nur hier! — die Wendung mit *tarna-* „lassen" eine jahreszeitliche Festlegung bezeichne, ist abzulehnen: Da der Text mit dem Dur.-distr. auf *-šk-* gut umgeht, müßte bei einem „zur Zeit, da man die Pferde allgemein auf die Luzerneweide zu lassen pflegt" (177), *tarnešk-*, und dies in der 3. plur., dastehen.

Dies spricht an sich dafür, daß P. mit seiner Interpretation von „*ud.du.a*" als „trocken" (l. ḪÁD.DU.A) im Recht ist, ferner aber, daß *ǵelku-* (*ḫātand-*) als häufigstes Futtermittel das Äquivalent von *uzuḫri-* (ḪÁD.DU.A) ist. Die theoretische Möglichkeit, daß durch Kikkuli Fütterung mit Luzerne als neuem Rauhfutter eingeführt wurde, darf man wegen des oben zur angeblichen „Luzerneweide" Dargelegten nicht in Rechnung setzen. Alles führt dahin, daß *uzuḫri-* als ḫurrisches Wort für „Gras" gleich heth. *ǵelku-* ist. Sein auf den Kikkulitext eingeengtes Erscheinen ist damit ebenso wohl begründet wie das Auftreten von *ǵelku-* in den stärker und besser hethitischen Urkunden von XXIX (unten Sp. 632).

2. Ein Hauptpunkt, in dem unsere Ansichten zunächst scheinbar stärker disharmonieren, ist der: Bo.-St. X 39[3] habe ich gesagt, daß „in den Pferdeinschriften die klimatisch wohl begründete Sorge um die Gesundheit der Tiere und ihre Akklimatisation in Ḫatti eine führende Rolle spielt". Dem ist Götze in seinen kurzen Notizen Hb. 59, 111 beigetreten. Die Polemik von P. S. 12ff. verfehlt den Weg. Insbesondere hätte er nicht von „angeblich (d. h. nach Meinung der Andersdenkenden) kranken Pferden" reden sollen. Derartiges hat niemand behauptet, und wenn Bo.-St. X a. a. O. von „einer" führenden Rolle gesprochen ist, so mit Absicht: Daß man die Pferde zu bestimmten Zwecken auch trainierte, und daß die Pflege dahin zielte, gesunde Pferde gesund und leistungsfähig zu erhalten, war wohl jedem klar, der in die Texte hineingesehen hatte. Diese Selbstverständlichkeit auszusprechen lag an jener Stelle für mich kein Anlaß vor. Wenn im Anfang des Textes I 13 I 3 ausdrücklich der Beginn für das Eintreten der Vorschriften in den Herbst gelegt ist[1], so bedeutet auch dies etwas: Die so peinlich genauen Verordnungen treten erst mit dem Beginn der kalten Zeit in Kraft; sie sind speziell (zum Teil vielleicht als Experimente) dazu bestimmt, die Pferde gut durch den Winter zu bringen. Der Sommer war ungefährlicher. P. erwähnt selbst mehrfach die besondere, auch die „medizinische" Pflege, die man den Gäulen angedeihen ließ, vgl. S. 183 unten f., 197 unten f.; 198 wird mit Recht von einer „richtigen Pferdekur" aus Abhärtungs- und Entluderungsgründen

1) Der Ansatz *zēna-* „Herbst" bei P. 175f. deckt sich in der Hauptsache mit dem v. Brandenstein's Orientalia VIII 68ff. („Spätjahr, schlechte Jahreshälfte").

gesprochen. Demnach dürften die Meinungen gar nicht so weit auseinandergehen, wie P. es anfangs zuspitzt, und es bleibt schließlich nur die Frage der Akklimatisation: Gegen eine solche darf nicht ins Feld geführt werden, daß das Pferd in Kleinasien mindestens schon für die letzte Hälfte des 3. Jahrtausends bezeugt ist (s. noch P. 37). Denn es ist doch zu erwägen, ob der heimische Schlag etwaiger Leistungen zu „höheren Zwecken" fähig war (worunter NB. auch Wettrennen fallen würden; s. dazu unten Sp. 629f.), oder ob man etwa wegen seiner Minderwertigkeit zum Import gezwungen war. Ich glaube, eine weitere Diskussion erübrigt sich hier durch den Hinweis auf KBo I 10 (Rs. 62—66), einen Brief Ḫattušili's III. an Kadašman-Enlil von Babylon. Ich gebe zunächst Text und (schulmäßige) Übersetzung ohne andere als die unmittelbar aus der Stelle selbst fließenden Ergänzungen, um jeden Verdacht eines Suggerierenwollens durch eigne Zutaten auszuschalten:

62 [○○○○○○○ ANŠU.KUR.]RA^{MEŠ} *pu-ḫa-li mu-re-e ša-qu-ú-ti šu-bi-la* ANŠU.KUR.RA^{MEŠ} *pu-ḫa-li ša a-bu-ka*
63 [○○○○○○○○○○]*i-na-an-na* ŠEŠ-*ú-a ú-še-bi-la ba*[1]*-nu-ú ù ku-ur-ru-ú ù* ANŠU.KUR.RA^{MEŠ} *ši-bu-ú-tum*
64 [○○○○○○○○○○]*x-ti ku-uṣ-ṣu dan-nu*[1] *ù* ANŠU.KUR.RA *ši-i-bu ú-ul i-bal-lu-uṭ*
65 [○○○○○○○○○○]*mu*[1]*-re-e šu-bi-la* ANŠU.KUR.RA^{MEŠ} *kùr-ru-ú-tum i-na* KUR-*ti-ḫa ma-'-du*
66 [○○○○○○○○]*al-mạ liq-ba-ak-ku*[1]

Übersetzung:

62 [. . . . . Pfer]de, Hengste, Jungtiere, hohe, schicke mir! Die Hengste, die dein Vater
63 [. . . . .] jetzt mein Bruder mir geschickt hat, (waren) gut, (sind) aber[2] krüppelhaft (geworden), und alte Pferde
64 [. . . . .] . . starke Kälte, und ein altes Pferd bleibt nicht am Leben.
65 [. . . . .] Jungtiere schicke mir! Krüppelhafte Pferde (sind) in meinem Lande viel.
66 [. . . . .] . . er soll dir sagen!

1) Vgl. KUB IV Bl. 50a.
2) *ù* kann wegen der kontrastierenden Bedeutung der beiden umgebenden Wörter nur = „aber" (heth. *-ma*) sein. Mat. aus Bo. bei Labat L'Akkadien de Boghazköi 223; vgl. noch Dupp. A 4 = B I 5, HAB 116.

Labat L'Akkad. de Bogh. 145 schreibt für Z. 63 falsch *u-ku-ur-ru-u* und übersetzt „ils ont diminué". Auf die Zahl könnte *kurrû* keinesfalls gehen, wie Z. 65 erweist; vielmehr bezeichnet *kurrû* „(zu) kurz" einen körperlichen Defekt, ein Zukurzsein (von Gliedern). Vgl. Bezold Bab.-ass. Glossar s. v. *karû* und ausführlicher, worauf mich Ehelolf verwiesen hat, Holma Ann. Ac. sc. fenn. B XIII 2—4 S. 67f. Am besten zunächst „verkrüppelt, krüppelhaft". Demnach gewiß auch *ša-qu-ú-ti* konkret auf den Wuchs zu beziehen.

Also: Der Großkönig von Ḫatti erbittet vom pferdereichen Babylonien (s. Vs. 41) ausdrücklich junge Tiere von hohem Wuchs. Die bisher geschickten „guten" sind körperlich verkommen. Dann hintereinander „(ist) starke Kälte" (Nominalsatz sicher!) und „ein altes Pferd bleibt nicht leben". Der Kausalnexus, daß alte Pferde sich wegen der Kälte nicht halten, ist hinreichend durchsichtig, und so wiederholt Ḫattušili sein Verlangen nach jungen Tieren mit der bitteren Feststellung, daß er Krüppelpferde im eignen Lande schon genug hat.

Für die Ergänzung läßt sich teilweise sogar der Wortlaut mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit wiedergewinnen, wenn auch nicht restlos; dies wegen der Raumverhältnisse: Ehelolf hat bei Einsicht in die (alte und schlechte) Photographie ermittelt, daß die Edition die verlorengegangenen Zeilenanfänge zu kurz gibt. Das Wieviel ist mit dem Auge nicht durchweg bestimmbar, da die Aufnahme verzerrt ist und etwas täuschen könnte. Im übrigen:

62 gegeben durch die übliche Paragrapheneinleitung, vgl Vs. 25, 36, Rs. 26, (34)[1].

63: Zwischen „die Hengste, die dein Vater . . ." und „jetzt mein Bruder mir geschickt hat" nebst dem folgenden *banû* „(sie waren) gut" ist der Zusammenhang zwangsläufig: „die Hengste, die dein Vater mir geschickt hat und auch die, die mein Bruder bis jetzt[2] g. h.".

64: „starke Kälte" als Satzende bedarf der Vervollständigung durch Vorausgehendes. Ungenau und falsch dazu Labat 152 s. v. *kuṣṣu*: Ein *[*i-na*] *mạ-ti* (so!) = „in meinem Lande"

1) Rs. 34 Lücke in Ed. zu schmal; s. KUB IV Bl. 50a.
2) Für „bis jetzt", nicht bloßes „jetzt", spricht der Gedankengang, da in letzterem Fall der Ḫattikönig kaum schon sagen könnte, daß die „guten" Pferde bereits heruntergekommen sind.

ist unmöglich; das müßte auch im Boğazköy-Akkadischem *ina mātiḫa* lauten (s. Labat selbst S. 57 [55] und vgl. Vs. 4, Rs. 65). Sachlich aber muß unmittelbar am Bruch etwas Ähnliches gestanden haben: Der ganze Inhalt des Paragraphen, soweit bereits zu erkennen, bezeugt ja, daß die klimatische Bemerkung nur auf die Heimat des Briefschreibers gehen kann. Ergänze [*i-na* KUR *ḫa-a*]*t-ti*[1]. —

Ich nehme das ANŠU.KUR.RA[MEŠ] *ši-bu-ú-tum* von 63 als Subjekt des folgenden Satzes [und nicht, was Ehelolf als Möglichkeit in Betracht zog, als Fortführung der Prädizierung *ba-nu-ú ù ku-ur-ru-ú*, da ich in diesem Falle analog dem Vorausgehenden ein einfaches *ši-(i-)bu* „(sie waren) alt" erwarten würde]. — Dann hat im Anfang von 64 das Prädikat dazu gestanden. Sinngemäß ist in Anlehnung ans Zeilenende ein „(sind) nicht ausdauernd, widerstandsfähig" od. dgl. Etwa ein *ú-ul dan-nu* wage ich jedoch nicht einzusetzen, zumal auch der Raum etwas zu groß dafür erscheint.

65: Richtlinien des Inhalts durch]*mu-re-e šu-bi-la* (vgl. 62) festgelegt.

66: Die verbesserte Lesung (KUB IV Bl. 50a) ergibt ohne weiteres [ŠEŠ-*ú-a* ○ ○ ○ ○ ○ *ša-*']-*ṣal-mạ*, was man schon wegen des folgenden *liq-ba-ak-ku* nach den Parallelen Vs. 64, Rs. 22 einzusetzen hätte. Nur muß es Rs. 66 eine Einzelperson als Objekt sein, die dem König von Babylon über den traurigen Zustand der Kgl. hethitischen Pferde Auskunft geben soll. Ernstlich in Frage kommt (wenn nicht bestimmte Namensnennung) nur einer der von Hof zu Hof verkehrenden Boten, und zwar nach vernünftiger Rechnung der von Babylon. Ḫattušili war schlau genug, um gegenüber der Orientierung durch einen Ḫatti-Boten auf der anderen Seite das gebührende Maß von Mißtrauen vorauszusetzen. Entsprechende Situation bei dem DUMU *ši-ip-ri-ka ša-a-al* von E. A. 7 28.

Ich lasse, nunmehr ohne Furcht vor falscher Beurteilung, auch den ergänzten Text mit einer etwas verdaulicheren Übersetzung folgen:

---

62 [*um-ma a-na* ŠEŠ-*ḫa-ma* ANŠU.KUR.]RA[MEŠ] *pu-ḫa-li mu-re-e ša-qu-ú-ti šu-bi-la* ANŠU.KUR.RA[MEŠ] *pu-ḫa-li ša a-bu-ka*
63 [*ú-še-bi-la ù* ANŠU.KUR.RA[MEŠ] *ša a-di*] *i-na-an-na* ŠEŠ-*ú-a ú-še-bi-la ba-nu-ú ù ku-ur-ru-ú ù* ANŠU.KUR.RA[MEŠ] *ši-bu-ú-tum*
64 [○ ○ ○ ○ ○ ○ *ù i-na* KUR *ḫa-a*]*t-ti ku-uṣ-ṣu dan-nu ù* ANŠU.KUR.RA *ši-i-bu ú-ul i-bal-lu-uṭ*
65 [*ù* ŠEŠ-*ú-a* ANŠU.KUR.RA[MEŠ] *pu-ḫa-li*] *mu-re-e šu-bi-la* ANŠU.KUR.RA[MEŠ] *kùr-ru-ú-tum i-na* KUR-*ti-ḫa ma-*'*-du*
66 [ŠEŠ-*ú-a* DUMU *ši-ip-ri-ka ša-*']-*ṣal-mạ liq-ba-ak-ku*

Übersetzung:

62 [So (spreche ich) zu meinem Bruder]: Schick mir [Pfer]de, (und zwar) hochwüchsige Junghengste! Die Hengste, die dein Vater
63 [mir geschickt und die bi]slang mein Bruder mir geschickt hat, (waren) gut, (sind) aber zu Kleppern geworden; und alte Pferde
64 [halten nichts aus (??). In Ḫa]tti [aber] herrscht ja starke Kälte, und ein alter Gaul bleibt nicht (lange) leben.
65 [So] schick mir denn [, mein Bruder,] junge [Hengste]! Klepper (gibt's) in meinem Lande die Menge!
66 [Fr]ag [nur, mein Bruder, deinen Boten,] und er soll dir's bestätigen!

Durch KBo I 10 wird, auch ohne Rücksicht auf Einzelheiten der Ergänzung, zweierlei klar:

a) In Ḫatti gab es zwar reichlich Pferde, aber sie waren minderwertig und daher unbrauchbar.

b) Leistungsfähige Pferde mußte man von auswärts beziehen.

Damit ist die Hauptbedingung für die Notwendigkeit einer Akklimatisation (Potratz S. 12 unten) erfüllt: Die Pferde, deren man benötigte, haben wirklich vorher nicht in Ḫatti gelebt. Nur junge Tiere waren weiter einem Abhärtungsverfahren unterziehbar, dieses notwendig, weil sie unmittelbar aus wärmerem Klima kamen. Darum also vor allem die „Pferdekuren" der Abwaschungen (mit dem Training können diese nach von Frauenholz unmöglich zu tun haben) wie auch die Abreibungen (und Nicht-Abreibungen) und die

1) So die Schreibung des Komplexes Vs. 26 (bis). — Ed. gibt für das „*at*" nur die Reste von drei Waagerechten; aber nach Photo (Koll. v. Ehelolf) „*at*" nicht nur ganz unbedenklich, sondern sogar besser als „*ma*". Eh. erkannte glatt vier Waagerechte!

besonders vorsichtigen Maßnahmen bei Erhitzung. Für die geradezu raffinierten Einzelheiten der Fütterung dagegen wie der pedantischen Bemessung der täglichen Fahrstrecken (P. S. 13 unten), der eingelegten Pausen und der Gangarten ist die Absicht des Trainings auf Leistungssteigerung (vgl. Hrozný Arch. Orient. III 438, Potratz S. 14) maßgeblicher — man wollte die Tiere ja gebrauchen; beide Gesichtspunkte sind sachgemäß miteinander verbunden.

Wozu aber gebrauchen? Nach P. zu Wettrennen (S. 14 u. ö., s. namentlich S. 22 über die Rennen als „letztes Ziel"). Gewiß: In Kikkuli hat das Land Mittanni den Hethitern einen Lehrmeister geliefert, Mittanni hatte eine führende arisch-indische Oberschicht, die vedischen Inder sind leidenschaftliche Liebhaber der Wagenrennen gewesen, und man wird gerne glauben, daß das bei den Mittanni-Indern nicht anders war. Deren Einfluß ist ja auch im Kikkuli-Text sehr frühe erkannt worden, und ebenso erfahren wir aus ihm, daß bei den Hethitern die Gäule tüchtig „rennen" müssen. Aber daß das Training dem diente, was den Namen Wettrennen zu Recht führt (mit Bestleistungen und Preisen), dafür ist weder dieser Schrift noch auch dem gesamten hethitischen Schrifttum auch nur das Geringste zu entnehmen (P. stellt das letztere S. 19ff. selbst fest). Auch das Vorhandensein eines eingehegten Platzes, des *ɣašanna-* — nach P. S. 211 ist das nicht die eigentliche Rennbahn, sondern nur ein Übungskarree — beweist nichts: Abgegrenzte Übungsplätze gibt es doch z. B. auch beim Militär (vgl. unten Sp. 630), ohne daß dabei als Endzweck ein Wettrennen ins Auge gefaßt wäre[1].

Gegen Training aufs Wettrennen sprechen die zahlreichen nächtlichen Ausfahrten. Die Nachtzeit ist denn doch auch fürs Zuschauen und Bewerten nicht recht günstig.

3. P. spricht öfters von „Leistungsprüfung" (z. B. 14, 16) als Grundlage des Wettrennens. Lehne ich auch letzteres ab, so könnte ich mir „Leistungsprüfungen" für die im Text selbst vorgesehenen Übungen, die dazu auch ohne folgende Wettrennen durchaus hinreichen würden, an sich gefallen lassen; allein es ist auch hier wieder nirgends die Rede vom Feststellen der Bestleistungen, von Auswahl u. dgl. „Die Pferde" erscheinen überall als gleichmäßige Kollektiveinheit behandelt. Kurz, vom Wortlaut aus kommt man auf nichts anderes als Gesunderhaltung, Abhärtung und Einfahren[1].

Wenn nicht zum Wettrennen, zu welchem Zwecke dann? Die Antwort scheint doch so einfach, daß ich mich etwas wundere, sie bei P. überhaupt nicht erwogen zu finden: Für den Krieg, d. h. für den Dienst am Streitwagen[2]! Dann ist alles klar: Die Sorge um Gesundheit und Leistungsfähigkeit und vor allem die absolute Notwendigkeit der Einstellung auf Unternehmungen oder auch vom Gegner hervorgerufene Situationen zur Nachtzeit. Daneben kämen nach von Frauenholz für Nachtfahrten höchstens auch wieder akklimatisatorische Gesichtspunkte in Betracht. Doch waren auch für v. F., dem ich absichtlich meine eigne Meinung noch nicht mitgeteilt hatte, militärische Zwecke der gegebene Schluß. Das Gleiche gilt für das bei einem Training auf Wettrennen schlechthin unverständliche starke Ausmaß der Tagesleistungen (dazu P. 181).

4. Nach allem bisher Gesagten ist für mich auch die Beurteilung und Bewertung der Kikkulischrift gegeben. Daß sie als fertiges Buch kein arisches Einfuhrstück darstellt

1) P. 15 nimmt wie Forrer ZDMG NF I 263 an, das Rundenfahren sei außerhalb des Geheges erfolgt (dieses angelegt, um ein Schneiden des eingefaßten Feldes zu verhindern 211). Aber *arahzanda* heißt einfach „rings herum" (Friedrich Staatsv. I 169, vgl. z. B. auch KBo IV 1 Vs. 5; neuerer Beleg KUB XXX 15 Vs. 10f.). S. 14f. hätte Z. 25 nicht anders übersetzt werden dürfen als 24. Gemeint ist nur die Peripherie des *ɣašanna-* ohne Rücksicht darauf, ob diesseits oder jenseits des Geheges. — Damit entfällt auch die kühne Spekulation auf eine etwaige Erinnerung an die Wagenburg. NB. GIŠḪI.A KUB I 11 IV 24 „Hölzer" oder aber „Bäume" zur Markierung des Raumes?

1) Fürs *ɣašanna-* sind Maße (und sonderbarerweise zwei verschiedene) angegeben. Natürlich sind das „Maßstrecken", Annahme einer besonderen Rennbahn für das Wettrennen (zum Ausweis der erworbenen Fähigkeiten) als Muster fürs *ɣ.* ist jedoch überflüssig: Eine abgeschlossene Bahn von bekannten Ausmaßen war das beste Mittel zur Kontrolle der Tempi; und für die Rundfahrten waren, wie der Text selbst sagt, bestimmte Längenmaße wie fürs Geradeausfahren vorgeschrieben. Auf keinen Fall bildeten die *ɣ.*-Touren etwa die letzte Vorbereitung aufs „Große Rennen"; sie stehen nicht am Schluß des Textes.

2) Dessen Bedeutung wird im übrigen von P. vollauf gewürdigt — nur nicht für unseren Text. S. 23 ist, um die Spärlichkeit der Nachrichten über das Reiten (gegenüber dem Fahren) zu begründen, davon die Rede, daß diese Nachrichten ausschließlich aus „offiziellen Berichten" stammen und die hier übermittelten Verwendungsmöglichkeiten des Pferdes nur die von oberen, meist kriegstechnischen Gesichtspunkten vorgezeichneten sind. Das ist wohl richtig. Aber warum sollten nicht auch die Kikkuli-Tafeln vom gleichen Gesichtspunkt aus geleitet sein? Daß hier kein Privatunternehmen abgehandelt wird, glauben wir doch wohl alle. — S. 37 liest man von der Abseitigkeit besonderer Verwendung zur Bespannung des Streitwagens; klingt das nicht etwas präjudiziert?

(P. 41), dessen bin auch ich gewiß. Ich bezweifle nur weiter, daß es ein schriftlich niedergelegtes Werk dieser Art schon in Mittanni gab, und gar ein solches zur Vorbereitung von Pferderennen (61 unten). Denn, wie P. richtig bemerkt, in einem Lande, wo die Beschäftigung mit dem Pferde dank dem Vorherrschen arischen Einflusses so intensiv war, brauchte man ein Lehrbuch ebensowenig wie heute dort, wo Pferdezucht und -pflege eingewurzelt sind. Und „wissenschaftlich" möchte ich den Text auch in der von P. 42 weitherziger gemeinten Fassung nicht nennen. Er ist nur praktisch und gehört nicht in einen „altsumerischen Hang zur Inventarisierung der Welt" (43) hinein. So ist er denn auch kein Produkt hethitischer Schreiberschulen. Ich glaube sogar, man wird gerade seine Entstehung nicht einmal auf eine Stufe stellen können mit der überspannten Neigung der Hethiter, alles, auch das für unsere Begriffe Unsinnigste, zu verschriften: In diesem Fall war die Aufzeichnung ein ganz dringendes Bedürfnis. Ich bilde mir nicht ein, mit dem Folgenden etwas Originelles zu sagen: Die üblen Erfahrungen, die man — sicher nicht erst unter Ḫattušili III. — mit dem (bei der Inferiorität der heimischen Rasse notwendigen) Import machte, schrien nach Abhilfe. Es war der Versuch zur Abwehr einer großen politisch-militärischen Gefahr, wenn man sich dort Rats erholte, wo die ἱππική in Blüte stand. Daß man den Kikkuli direkt nach Ḫatti kommen ließ, ist nicht erweislich, aber wahrscheinlich: Ohne persönliche Kenntnis der realen Zustände vermochte er nicht zu helfen. Was er anordnete, mußte im Staatsinteresse für die Zukunft fixiert werden. Von wem das geschehen ist, wissen wir noch nicht genau. Wohl nicht von Hethitern: Die Sprache enthält, über das gelegentlich von P. Erwähnte (bemerkenswert darunter seine meinerseits nachgeprüfte Erkenntnis des völligen Fehlens von *-za* 206[1]) hinaus, so viele Unkorrektheiten, daß der oder die Verfasser (s. sofort) sich nicht erst über mangelhaftes Hethitisch auszuweisen brauchen (sehr merkwürdig noch das präteritale *pāir* KUB I 11 II 45); ist doch auch oft genug allerhand Ḫurrisches in den Text gesetzt und höchstens eine Art unbeholfener Glossierung dazu geliefert. Auf ḫurrische Autorschaft bei der vorliegenden Fassung ist der Schluß nicht schwer zu ziehen. Dem Kikkuli selbst wage ich aber nicht die ganze Verantwortung aufzubürden: Schon Forrer ZDMG NF I 253 hat, ohne nähere Begründung, an einer einheitlichen Verfasserschaft der Tafeln Zweifel geäußert. Und sieht man, daß nur KBo III 5 die 3. pl. *arru(m)anzi* statt *arranzi* kennt, bei der ich, weitergehend als P. 198f., annehme, daß sie auf der durch den Gleichklang des Ausgangs *-anzi* hervorgerufenen Verwechslung mit dem Supinum vonseiten eines Unkundigen beruht; sieht man weiter, daß auf der gleichen Tafel III 33 das Monstrum einer danach geschaffenen 3. sg. *arruizzi* auftaucht, so wird man am ehesten wie Forrer denken[1]. Mir am wahrscheinlichsten demnach, daß mehrere Leute von der Begleitung des Kikkuli, die über eine gewisse, aber unvollkommene Kenntnis des Hethitischen verfügten, die Ausarbeitung seiner Anweisungen geliefert haben.

Über das Verhältnis der Kikkulitafeln zu den neugefundenen Pferdetexten (XXIX 40ff.) ist ein abschließendes Urteil noch nicht möglich; klar ist deren Sonderstellung (Einiges dazu OLZ 1939, 161f.). Festgestellt muß werden, daß sie, soweit das fragmentarische Material Auskunft gibt, keinerlei Sprachfehler à la Kikkuli enthalten. Hervorzuheben der anständige Akkusativ *kán-ta-an* gegenüber dem starren *kán-za* bei K. (OLZ a. a. O.), das Auftreten spezifisch hethitischer Längenmaße in *gipeššar* (40 IV 7), *ɣelku-* statt *uzuḫri-* (oben Sp. 623f.) und das öftere Vorkommen von *-za*[2]. Hier scheinen wirklich Hethiter am Werk gewesen zu sein. Ob aber — in Anbetracht des in Einzelheiten stark abweichenden Inhalts — ein früherer Versuch der Leute von Ḫatti vorliegt, von sich aus die Pferdepflege zu organisieren, ein Versuch, der dann durch Kikkulis Autorität überholt worden wäre, ob das gleichzeitige Werk eines Einheimischen oder endlich eine jüngere Modifizierung dessen, was man von Mittanni gelernt hatte, ist einstweilen nicht zu entscheiden. —

P. hat seine Arbeit mit einer starken inneren

1) Zum guten Teil sind freilich die durchs Thema bedingten Verba daran schuld. *-za* fehlt aber auch da, wo es stehen sollte, so bei *ḫalziśśa-* „etwas so und so nennen", vgl. Götze Tunnawi 40 m. Anm. 114, der die Tatsache bei Kikkuli ebenfalls auf unvollkommene hethitische Kenntnisse zurückführt. Auch *išpianzi* KBo III 5 I 27f. verlangt wohl *-za*: Ich habe nur schnell das bei Ehelolf Kl. F. I 137ff. Gegebene durchgesehen und den Eindruck gewonnen, daß *-za* bei diesem Verbum steht, wo ein Sichsättigen kursiv als Vorgang erscheint, dagegen nicht, sobald ein terminatives „satt werden" oder ein „satt sein" gemeint ist.

1) Da wiederum nur KBo III 5 I 55 *ɣetenit arḫa uɣanzi* statt *-az* bietet (P. 100 [22]), darf man nunmehr Indogermanisten bei der Suche nach einem ablativischen *-it* besonders nachdrücklich vor der Ausschlachtung dieses Barbarismus warnen.

2) 40 II 13 (wohl nicht, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, falsch angewendet; es wird heißen: „die Pferdewärter waschen sich ihre [. . .]"), 44 II 10, 45 I 10, 51 IV 11.

Anteilnahme geschrieben, die über das engere Thema hinausgeht: Er hat seine begreifliche Freude an den reisigen Ariern, die einmal in Mittanni geherrscht und ihre aus älterer Heimat mitgebrachte Liebe zum Pferd, dem Freund und Helfer des Menschen, auch ins Zweistromland zu offenbar kräftiger Entfaltung verpflanzt haben. Ich will mit meinen Bemerkungen an dieser Einstellung weder für den Verfasser noch für andere, mich selbst eingeschlossen, etwas ändern, auch wenn ich offen aussprechen muß, daß mir bei P. hin und wieder die Grenze überschritten zu sein scheint: Es ist für dieses Ariertum, fürchte ich, eine Beigabe von zweifelhaftem Wert und auch real gesehen ein Zuviel, wenn S. 60f. die Hunnen- und Mongolenzüge als Nachfahren jenes uralten Reiterruhms, den die Arier einst begründet haben, in der Darstellung ihren Platz finden, so scharf P. auch den „inneren Unterschied" heraushebt. Und gegen die Charakterisierung des Kikkulitextes durch „vielleicht auch die ihrem Wesen nach zutiefst arische Schrift, die wir überhaupt haben" (S. 44), glaube ich, nicht nur im Interesse der mesopotamischen Arier, ernstlich Verwahrung einlegen zu müssen. Wie ich ihn beurteile, habe ich schon gesagt. Der für die moderne Wissenschaft wichtige, aber durch und durch seelenlose Traktat eines Mittannimannes mit nicht-arischem Namen und nicht-arischer Muttersprache wird auch nicht durch den Sündenbock eines „Reporterstifts ahnungsloser Schreiber" (45) geläutert. Es genügt wahrhaftig nicht, daß sein grob materiell behandeltes Thema einem Bereich angehört, in dem die arische Herrenschicht innerlich lebte. Man nimmt andrerseits dieser nichts von ihren Qualitäten, wenn man nicht anzuerkennen vermag, daß die Hethiter ihr eine Belebung des wettkämpferischen Eifers in der Veranstaltung von Pferderennen verdanken. Glaubt man, wie ich, daß die Tafeln uns bezeugen, wie ein anderes Volk zur Erhaltung seiner militärischen Kampfkraft sich gedrungen fühlte, wenigstens mittelbar beim benachbarten Arier in die Schule zu gehen, so geschieht damit weder dem einen noch dem andern Abbruch. Auch die Hethiter sind darum um nichts weniger Indogermanen, so stark bei ihnen von Anfang an der Einfluß des Kleinasiatentums hervortritt. Es muß hier wieder einmal gesagt werden: Symptome einer Art des Denkens und Fühlens, die sich von der aus Vorderasien insgemein bekannten deutlich scheidet, gibt es wirklich bei ihnen, nur muß man tiefer danach graben als anderswo. Und eines steht bereits v r Augen: Es läßt sich die Erkenntnis einer starken und tiefen seelischen Dynamik gewinnen aus der ganz und gar unorientalischen Formung ihres sprachlichen Stiles dort, wo sie nicht von Amts wegen sprechen, sondern als Menschen: Der uns vertraut anmutende Ton ihrer märchenartigen Erzählungen, die Impulsivität ihrer Briefe, die Lust an dramatisch belebter Gestaltung geschichtlicher Berichte und die das Gefühlsleben besonders eindringlich offenbarenden lebenswarmen Stücke höherer Art wie das Vermächtnis des ersten Ḫattušili oder das Gebet des Kantuzili reden eine deutliche Sprache. Wir werden noch mehr finden und im redlichen Suchen nach den ältesten Zeugnissen indogermanischen Geistes im Morgenlande uns mit dem eifrigen und hoffnungsvollen Verfasser der besprochenen Schrift einig wissen.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Rost, Prof. D. Leonhard: **Israel bei den Propheten.** Stuttgart: W. Kohlhammer 1937. (140 S.) gr. 8° = Beiträge zur Wissenschaft vom Alten u. Neuen Testament IV, 19. RM 9—. Bespr. von J. Begrich, Leipzig.

Diese Untersuchung macht an einem Beispiel, welches es mit einem verhältnismäßig wenig komplizierten Gegenstand zu tun hat, deutlich, wie notwendig es für eine wirklich befriedigende Interpretation ist, bestimmte Begriffe allseitig durch ihre Geschichte hindurch zu verfolgen und von da her die genaue Bedeutung an einer einzelnen Stelle oder in einem einzelnen Zusammenhang zu bestimmen. Wenn der Verfasser seine Arbeit an der Bedeutung des Israelnamens auf die Propheten beschränkt, so deshalb, weil in diesem Bereiche die Wichtigkeit der Fragestellung für die Exegese besonders sichtbar wird.

Die Untersuchung selbst ist so angelegt, daß in einem ersten Teile, der naturgemäß der umfänglichste der ganzen Monographie ist, der Tatbestand in den einzelnen Prophetenschriften vorgeführt und sodann in ständiger Berücksichtigung der exegetischen Literatur vorsichtig ermittelt wird, welche Vorkommen des Israelnamens für die einzelnen Propheten in Anspruch genommen werden dürfen und welche auf Rechnung von Bearbeitern und Ergänzern gesetzt werden müssen. Am Schluß wird jeweils der Bedeutung des Israelnamens bei den einzelnen Propheten nachgegangen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß man in der Zuweisung dieser oder jener Einzelstelle an einen Propheten oder Ergänzer zuweilen anderer Meinung sein wird als der Verfasser, z. B. bei Jesaja 1,4 oder 5, 24. Auf das Ganze des Materiales gesehen, machen aber solche

Differenzen für die Anerkennung der Schlußfolgerungen des Verfassers kaum etwas aus.

Das Ergebnis, welches der Verfasser am Schluß seines Buches in zusammenhängender geschichtlicher Darstellung gibt, hat folgendes Aussehen: Bis 734 bezeichnet Israel bei den Propheten in staatsrechtlichem Sinne die Bevölkerung des Reiches Jerobeams I. und seiner Nachfolger. Von da ab bis 597 ist es von religiösem Interesse her bestimmter Name für Juda. Diese Bedeutung bleibt im Sprachgebrauche der Verbannten, während in Juda während der letzten 11 Jahre Selbständigkeit die Bezeichnung „Juda und Jerusalem" üblich wurde, die dann von den Heimgekehrten aufgenommen wird. Erst kurz vor Esras Auftreten wird der Israelname für die Bewohner Judas wieder mehr gebräuchlich, der dann zunehmend bevorzugt wird. In ähnlicher Weise werden die Zusätze in große Zusammenhänge eingeordnet, was hier eben nur angedeutet werden kann.

So gern man sich von dem Verfasser über die von ihm dargelegten Zusammenhänge belehren läßt, eine Frage wenigstens, die allerdings nur einen Nebenpunkt betrifft, bleibt zu erheben. Wird bei dem Zusammentreffen eines gleichen Tatbestandes bei zwei verschiedenen Propheten, etwa bei Jesaja und Deuterojesaja, nicht zu schnell Abhängigkeit des einen vom anderen angenommen? Sicherlich kann der heute vorliegende literarische Tatbestand solche Vermutung nahelegen. Aber hier wird man sich vielleicht doch dessen erinnern müssen, daß die uns erhaltene schriftliche Überlieferung nicht das Ganze dessen umfaßt, was geschichtlich gewesen und wirksam geworden ist.

Winter, Prof. Dr. Jakob: **Sifra. Halachischer Midrasch zu Leviticus** übers. Breslau: Stefan Münz 1938. (VIII, 683 S.) gr. 8° = Schriften d. Gesellsch. z. Förderg. d. Wissensch. d. Judentums, Nr. 42. RM 28 —. Bespr. von Gerhard Kittel, Tübingen.

Sifra ist der älteste erhaltene rabbinische Kommentar zu Leviticus, wie die anderen „tannaitischen Midraschim" aus dem 2. Jahrhundert stammend. Seine Bedeutung für die Erkenntnis der älteren rabbinisch-talmudischen Theologie ist längst von Billerbeck, Dalman, Moore, Schlatter u. a. erkannt. Eine vollständige Übersetzung in eine moderne Sprache hat es bisher nicht gegeben. Eine wirklich den Ansprüchen genügende Textausgabe fehlt freilich ebenfalls. Die vorliegende Übersetzung verwendet die unvollständige Ausgabe Friedmann 1915, soweit diese reicht, danach Weiß 1862, mit gelegentlicher, aber nicht planmäßiger Heranziehung von Venedig 1545, Venedig 1609, Malbim und Issar. Die Übersetzung ist von „peinlicher Wörtlichkeit"; das von der „Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft vom Judentum" beigegebene Vorwort bemerkt dazu: „Die Wissenschaft ist inzwischen in der Kunst der Übersetzung auch schwieriger rabbinischer Texte darüber hinausgekommen und würde die Aufgabe heute mit anderen Mitteln lösen. Wir sind aber doch zu der Überzeugung gelangt, daß, wer immer sich um das Verständnis des schon infolge der Prägnanz seines Stils und der Sprödigkeit der in ihm behandelten Materie ungewöhnlich schwierigen Urtextes bemüht, in der vorliegenden Übersetzung manche Hilfe finden wird." Diesen Sätzen wird man, sowohl was die Charakterisierung der vorliegenden Übersetzung als auch was den Charakter des Midrasch selbst anlangt, im ganzen zustimmen können. Nur muß man dazu sagen, daß die „Wörtlichkeit" nicht nur teilweise zur Unverständlichkeit, sondern des öfteren zur Falschübersetzung wird; z. B. Lev. 19, 3: „Ein Mann, seine Mutter und seinen Vater sollt ihr ehrfürchten", statt: „Ein jeder soll ... Ehrfurcht haben"; Lev. 19, 16: „Du sollst nicht stillstehen beim Blute deines Nächsten", statt: „... auf das Blut ... aus sein." So kann das Buch allein in der Hand eines Fachmannes eine Hilfe leisten; für Laien, die einen Eindruck vom vortalmudischen Judentum gewinnen wollen, kann es irreführend werden. Die Herausgeber hätten dem abhelfen können, wenn sie die Arbeit des fast neunzigjährigen Verfassers einer gründlichen Überarbeitung unterzogen hätten, wie eine solche auch bei früheren ähnlichen Rohübersetzungen aus seiner Feder vorgenommen worden ist. Die Benutzung ist dadurch erschwert, daß weder die Seiten der Textausgaben vermerkt sind noch auch die Verszählung der laufend ausgelegten Leviticusstellen. Auch hier hätten die Herausgeber für Abhilfe sorgen sollen.

Molitor, Joseph: **Der Paulustext des hl. Ephräm.** Aus seinem armenisch erhaltenen Paulinenkommentar untersucht und rekonstruiert. I. Untersuchungen. Inaugural-Dissertation. Bonn 1936. (47 S.) 8°. Bespr. von Hans-Georg Opitz, Berlin.

Die vorliegende Schrift ist der erste Teil eines sehr wichtigen und interessanten Unternehmens. Der Verf., ein Schüler von Vogels, hat nichts weniger unternommen als den Paulustext der Syrer in der Zeit vor der Normalisierung der syrischen Bibel durch die sog. Peschitta festzustellen. Einstweilen beschränkt sich der Verf. darauf, aus dem Pauluskommentar des Ephräm die Zitate zu sammeln und den durch sie bezeugten Textbestand festzustellen. Der Kommentar zu den Paulusbriefen

ist aber nur armenisch überliefert und von den Mechitaristen in ihrer großen Ausgabe der armenisch erhaltenen Werke des syrischen Kirchenvaters gedruckt worden. M. untersucht recht anschaulich die Art der Übersetzung, stellt fest, daß sie sorgfältig das syrische Original wiedergebe, ohne jedoch der armenischen Sprache allzu große Gewalt anzutun. Es überrascht nicht allzusehr, daß M. an einigen Beispielen den sehr fragwürdigen Wert der lateinischen gemeinhin benutzten Übersetzung feststellt. Es ist vor der Benutzung dieser im Jahre 1893 erschienenen Arbeit durchaus zu warnen. Sodann legt M. eine Fülle von Stellen aus dem Paulustext des Kommentars vor, die unter Beweis zu stellen geeignet sind, daß Ephräm einen Paulustext bezeugt, der gerade mit den Eigentümlichkeiten des Paulustextes der Peschitta weithin übereinstimmt. M. beschränkt sich völlig darauf, die Konkordanzen mit der Peschitta mitzuteilen. Es ergibt sich selbstverständlich die Frage, wie die Entstehung des Peschittatextes zu erklären ist. Wenngleich M. zu diesem entscheidenden Problem keinen Beitrag liefert, wird man doch in dem vorgelegten Material eine schöne Materialsammlung zu diesem Problem bereitgestellt finden. Probleme der Textgeschichte behandelt diese Dissertation nicht, und will sie wohl auch nicht angreifen. Das verrät z. B. ein nicht ganz klarer Begriff von westlichem Text, der eingeführt wird, um einige Anomalien des Ephrämtextes gegenüber dem Peschittatexte zu erörtern. Ich finde es nicht glücklich, gerade die sog. westlichen Zeugen des Paulustextes, vor allem die Unziale G und ihre Verwandten heranzuziehen, und von den Zeugen aus dem syrischen Sprachgebiet, und nicht zuletzt den Antiochenern, zu schweigen. Da der Verf. eine Publikation des Paulustextes bei Ephräm ankündigt, so wollen wir eine eingehendere Behandlung der von M. angeschnittenen Fragen zurückstellen. M. beweist eine gute sprachliche Kenntnis, so daß man sein Unternehmen einigermaßen gespannt erwarten darf. Nur sei jetzt schon bemerkt, daß es unbedingt erforderlich ist, das gesamte Schrifttum des Ephräm heranzuziehen, wie es etwa Burkitt für die Evangelien gemacht hat. Nur auf diese Weise lassen sich die kritischen Hilfsmittel gewinnen, um ein bündiges Urteil über den Wert der durch den Armenier überlieferten Paulustexte des Ephräm zu erreichen[1].

1) Korrekturnachtrag: Inzwischen ist die angekündigte Publikation des Paulustextes erschienen. J. Molitor: Der Paulustext des hl. Ephräm (= Monumenta biblica et ecclesiastica. 4.) Rom 1938. Ich komme in der Theol. Lit. Ztg. darauf zurück.

Semitistik, Islamistik.

Dessoulavy, C. L., Ph. D.: A Maltese-Arabic Word-List. Showing which of the corresponding Arabic roots are shared by other Semitic Tongues or used in the Quran. London: Luzac & Co. in Komm. 1938. (IV, 146 S.) gr. 8°. 6 s. Bespr. von C. Brockelmann, Halle/S.

Ein etymologisches Wörterbuch des maltesischen Dialekts, das sich bemühte, dessen Wortschatz mit dem der andern maġribinischen und der östlichen Dialekte, sodann mit dem klassischen Arabisch und den andern semitischen Sprachen methodisch zu vergleichen, könnte sehr nützlich sein und die Stellung des Maltesischen im Kreise seiner Verwandten klären helfen. Der Verf. hat sich darauf beschränkt, den Wortschatz von Falzons erster Ausgabe des Dizionario (1845), ergänzt durch einige Zusätze aus seiner zweiten Ausgabe (1882), sowie aus Vassallis und A. E. Caruanas Vocabulario (1903) mit den ihm bekannt gewordenen „printed Arabic equivalents" zusammenzustellen und die schon im Qor'ān vorkommenden Wörter durch ein Q, solche, die außerdem noch in zwei andern semitischen Sprachen sich finden, durch CS zu kennzeichnen. Auch mit dieser Beschränkung könnte das Buch recht nützlich sein, wenn es etwas praktischer angelegt wäre. Grade bei einem etymologischen WB hätte es sich empfohlen, von der Wurzel und nicht von den mit Präfixen vermehrten Wörtern auszugehen. So werden hier viele Seiten verschwendet durch Verweise wie *Akbar* s. *kbîr*, *Ibkem* s. *bikkem*, *inkiser* s. *kiser*, *irtadd* s. *Radd*, *Maġmra* s. *Ğamra*, *maḥlūl* s. *ḥall*, *Taghlīqa* s. *Għallaq* usw. Bei dem „tiny public" dessen Interesse er für seine Arbeit erwartet, durfte er doch wohl eine elementare Kenntnis der Grammatik voraussetzen. Den so gewonnenen Raum hätte er besser ausgenützt, wenn er für jedes Wort eine Zeile abgesetzt hätte, statt hintereinander wegzuschreiben, was die Übersicht außerordentlich erschwert.

Zur Gewinnung neuer etymologischer Erkenntnisse bot die beschränkte Aufgabe, die Verf. sich gestellt hat, kaum Gelegenheit, doch muß anerkannt werden, daß er in einigen Punkten über seine Vorgänger hinausgekommen ist. So verwirft er mit Recht Stummes Erklärung von *jek* „wenn" aus *hekda* „so" und sieht darin eine Parallele zu dem weitverbreiteten *inkān*, erkennt aber doch nicht, daß nur (*in*) *jaku* zugrunde liegen kann. Andrerseits verfehlt er manchmal naheliegende Erklärungen; so stellt er *ċenċiela* Glöckchen statt zu dem ja schon altarab. *ǧulǧul* zu einem mir unbekannten und von ihm nicht belegten *šnšn*, pl.

šanāšin. Über die Grenzen, die er seiner Arbeit gezogen hat, geht er hinaus, wenn er *ćapćap* „to slap" mit pers. *čapčāp* „Schmatz" vergleicht, mit dem es natürlich nicht etymologisch zusammenhängt, sondern nur als „Schallnachahmung" verwandt ist; aber dann lag der Vergleich mit dem gemeintürk. *čapmaq* „schlagen" (osm. rennen) näher.

Die Autographie, in der der Verf. seine Arbeit vorlegt, ist in der Tat nicht schön, wird aber die Interessenten bei ihrer Benutzung kaum so stören wie die unzweckmäßige Anordnung.

Monicault, Jacques de: **Le Port de Beyrouth** et l'économie des pays du Levant sous le mandat Français. Paris: Librairie technique et économique 1936. (III, 231 S.) gr. 8°. Bespr. von W. Björkman, Finkenkrug bei Berlin.

Das Jahr 1918 erscheint dem Verfasser als ein entscheidender Wendepunkt für die Entwicklung des Hafens von Beirut, und so teilt er sein Buch in zwei Teile, einen kürzeren über die Entwicklung bis 1918 und den Hauptteil über die seitherigen Fortschritte. In einem kurzen Rückblick ist versucht, Beiruts Bedeutung für ganz Vorderasien klarzumachen. Aus den Vorkriegsstatistiken über Beirut wird zwar manches angeführt, doch sind sie, wie der Verfasser selbst sagt, nur mit Vorsicht zu benutzen. Immerhin zeigt sich, daß auch damals schon ein Wirtschaftsleben mit bescheidenen Hafenbauten usw. bestand. Was der Verfasser für die Zeit vor 1918 bietet, ist keine eigentliche Darstellung, sondern nur einige Angaben über die Tendenzen der Entwicklung, und das letzte Wort darüber dürfte damit noch nicht gesprochen sein.

Der Hauptteil des Buches über die Zeit nach dem Kriege arbeitet natürlich stark mit statistischen Angaben. Dabei tritt der französische Anteil am Hafenverkehr stark hervor, während Deutschlands Anteil meist nur unter „sonstige Länder" erscheint. Der Auswertung der Statistiken wird man im allgemeinen zustimmen können, auch ist es erfreulich, daß der Verfasser eine ganze Reihe damit zusammenhängende Dinge ausführlich erörtert, so z. B. die Wege und die Mittel des Verkehrs mit dem Binnenlande, und die ausländische Konkurrenz: Iran, Iraq und Palästina. Ferner die Entwicklung der Landwirtschaft und der Industrie in den französischen Mandatsländern, die Frage des Erdöls, den Touristenverkehr, und sogar die Einwanderung von Armeniern und Juden. Eine jüdische Einwanderung nach Syrien und dem Libanon ist zwar jetzt noch nicht aktuell, es würde aber, wie der Verfasser richtig bemerkt, eine ernste Bedrohung der Arbeiter und der einheimischen Händler bedeuten, wenn einmal die Juden den Libanon nicht mehr bloß als Sommerfrische benutzen sollten. Die Auswanderung von Syrern nach Amerika ließ bekanntlich früher so manchen Golddollar nach Syrien zurückfließen, doch ist diese Quelle seit der Abwertung des Dollars versiegt.

Schon diese Beispiele zeigen, daß der Verfasser den Rahmen seiner Untersuchung recht weit gespannt hat. Wir wollen sein Buch als eine nützliche Bereicherung der Literatur über die Wirtschaft Syriens begrüßen, allerdings vermissen wir unter seinen Literaturangaben deutsche Werke ganz.

Pérès, Prof. Dr. Henri: **L'Espagne vue par les Voyageurs Musulmans de 1610 à 1930.** Paris: Adrien-Maisonneuve 1937. (XXIII, 198 S.) gr. 8° = Public. de l'Institut d'Études Orientales, Faculté des Lettres d'Alger, VI. Bespr. von Fehim Bajraktarević, Belgrad.

Der Verf. hat sich mit diesem Buch das Ziel gesteckt darzustellen, wie die verschiedenen Muslime, anläßlich ihres längeren oder kürzeren Aufenthaltes in Spanien, in einem Zeitraum von 320 Jahren, auf dieses Land geschaut haben, soweit sich das aus arabisch geschriebenen Büchern oder Artikeln in zugänglichen Zeitschriften und Tagesblättern ermitteln läßt. Der Verf. hebt mit Nachdruck hervor, daß er dabei die Reiseliteratur von Nichtmuslimen ausschließt, ebenso wie die von muslimischen Reisenden, welche ihre in Spanien empfangenen Eindrücke in türkischer oder persischer Sprache niedergelegt haben. Als Grund, warum er gerade mit dem Jahre 1610 beginnt, führt Professor Pérès an, das die Moriscos damals von der iberischen Halbinsel vertrieben wurden, mit welchem Zeitpunkt Spanien die religiöse Einheit erlangt hat bzw. für die Muslime „ein Land der Ungläubigen" geworden ist. Die derart gesteckten Zeitgrenzen erscheinen um so mehr berechtigt, als aus der eingehenden Darstellung der einzelnen muslimischen Reisenden arabischer Sprache tatsächlich klar hervorgeht, daß sie in Spanien in erster Linie ein Land sahen, welches ihre Religions- und Stammesgenossen mehrere Jahrhunderte in Besitz hatten. Mit anderen Worten, die muslimischen Araber schauen auf Spanien mit ganz anderen Augen als zum Beispiel die Franzosen, die Deutschen oder die Spanier selbst.

Bei der Behandlung der einzelnen Reisenden und ihrer Schriften beachtet der Verf. natürlich die chronologische Reihenfolge. Im 17., 18. und bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts

haben wir es eigentlich nur mit marokkanischen Abgesandten zu tun, und zwar zuerst mit al-Wazīr al-Ġassānī (1690—91), der wegen Rückgabe von arabischen Handschriften zu Karl II. kam, dann mit al-Ġazzāl (1766), der in derselben Mission aber hauptsächlich wegen Loskauf von Gefangenen nach Spanien reiste, und — wenn wir von drei belanglosen Botschaften absehen — zuletzt mit al-Kardūdī (1885), über dessen Reiseziel wir eigentlich im unklaren bleiben. Diese früheren Reisenden kommen nach Spanien als Abgesandte ihrer marokkanischen Herrscher, um mit den spanischen Königen zu verhandeln, und ihre Marschroute ist durch den erhaltenen Auftrag bestimmt bzw. begrenzt; infolgedessen trachten ihre amtlichen Berichte möglichst wenig persönlich zu sein.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts besuchten Spanien drei muslimische Araber, welche über ihre Reise schriftliche Berichte hinterlassen haben, und zwar: aš-Šinqīṭī (1887), sein Sekretär al-Wardānī (1887) und Aḥmad Zakī (1892—93). Diese weilen in Spanien nicht in einer ausgesprochen politischen Mission wie die soeben erwähnten Marokkaner, sondern suchen dort Handschriften für kritische Ausgaben (wie die beiden ersten) oder begeben sich (wie der dritte), nach Teilnahme an einem Orientalistenkongresse (London 1892), zu längerem Aufenthalt dorthin (A. Zakī hat auch gut spanisch gelernt!). Demnach kommen jetzt nach Spanien statt der früheren Botschafter auch muslimische Literarhistoriker und Dichter, statt der Marokkaner auch Leute aus anderen Teilen des islamisch-arabischen Ostens.

Dieses gilt in noch höherem Maße für die muslimischen Spanienreisenden in den ersten drei Jahrzehnten dieses Jahrhunderts (1901—1930): zu den erwähnten Professionen kommen noch Politiker, Publizisten und Künstler aus verschiedenen arabischen Ländern hinzu. Der bekannte ägyptische Nationalist Muḥammad Farīd reist (1901) nach Spanien, um nach kurzem Aufenthalte im Gegensatz zu den englischen Methoden und Behauptungen in Ägypten die kulturelle Rolle der Araber in der Geschichte möglichst zu betonen. Nach ihm, während des Weltkrieges, verbringt Aḥmad Šawqī, der Hofdichter des von den Engländern abgesetzten Khediven ʿAbbās II., lange Zeit (1915—19) in Spanien in der Verbannung, was auf die Entwicklung seiner Ideen großen Einfluß ausübt. Nach dem Weltkriege, teilweise auch unter dem Einflusse von Šawqīs in Spanien entstandenen Gedichten, hat Spanien noch vier weitere muslimische Reisende angezogen, und zwar den Syrer M. Kurd ʿAlī (1922), den Ägypter al-Batanūnī (1926), den Tunisier Saʿīd Abū Bakr (1929) und endlich den Libanesen Muṣṭafā Farrūḫ (1930).

Im Vergleich zu den früheren Reisenden, welche alles vom exklusiv muslimischen und arabischen Standpunkte betrachten und gegenüber den christlichen Denkmälern gleichgültig bleiben, zeigen die arabischen Reisenden der zweiten Periode (d. h. seit 1886) bereits einen gewissen, wenn auch sehr geringen Fortschritt, aber erst al-Batanūnī (1926) bedeutet in dieser Hinsicht einen wirklichen Wendepunkt: er ist der erste Muslim, der mit offenen Augen reist, der erste, der sich von der einseitig muslimischen Auffassung alles Spanischen freimacht, der erste, welcher merkt, daß „es in Spanien außer arabischen Denkmälern und maurischen Nachkommen auch andere Dinge gibt". In dieser Beziehung tritt ihm würdig zur Seite der letzte in Betracht kommende Reisende, der Maler M. Farrūḫ, welcher originelle Reiseeindrücke über Spanien mitteilte, auf Grund deren die arabischen Leser im Stande sein werden, mit offeneren Augen, mit mehr Objektivität und Verständnis auf dieses Land zu schauen als bis dahin. Diesen Unterschied zwischen den früheren (marokkanischen) und modernen islamischen Reisenden bzw. zwischen ihren Auffassungen hat der Verf. im Schlußwort („Conclusion") besonders hervorgehoben.

Der Gesamteindruck, den die interessante Darstellung macht, ist ein durchaus günstiger. Das Buch ist klar, gewissenhaft und sachkundig gearbeitet. Da außerdem mehrere von den behandelten Reisenden zugleich zu den hervorragenden Persönlichkeiten des neu-arabischen Literatur- und Kulturlebens gehören, so wird das Buch auch wegen seiner nützlichen biographischen und kritischen Angaben über diese Dichter, Schriftsteller usw. besonders gewertet und öfters nachgeschlagen werden. Zu diesem Zwecke sind die beiden Indices sehr willkommen. Die umfangreiche Bibliographie der verwendeten Werke und Artikel zeugt von der Belesenheit des Algierer Arabisten und zugleich von der breiten und sicheren Grundlage, auf der seine Darstellung beruht.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Wittek, Paul: **The Rise of the Ottoman Empire.** London: The Royal Asiatic Society 1938. (VII, 54 S.) 8° = Royal Asiatic Society Monographs. Vol. XXIII. Bespr. von R. Hartmann, Berlin.

In drei an der Londoner Universität gehaltenen Vorträgen, die hier mit knappen Belegen versehen sind, gibt Wittek eine gedrängte, aber ungemein gedankenreiche und fesselnde Dar-

stellung der Grundlagen des osmanischen Reiches. Die Gedanken, die er hier entwickelt, sind dem, der Witteks Arbeiten verfolgt hat, zum großen Teil nicht neu; sie sind aber hier zu einem Gesamtbild geformt, das ungemein anregend wirkt und sich spannend liest. Ganz neue Beobachtungen gibt er aber zum Teil in den einleitenden Absätzen, wo mir besonders der Gesichtspunkt richtig und fruchtbar erscheint, daß durch die ganze Geschichte des Reiches hindurch — W. verwendet den Begriff Empire in prägnantem Sinn als Großreich, so daß er es z. B. S. 28 ablehnt, von einem Empire of Konia zu sprechen, wenn man den rumseldschukischen Staat meint — eine scharfe Scheidung zwischen den Kernlanden, d. h. Anatolien und der Balkanhalbinsel, und den Außenprovinzen erhalten blieb.

Die erste Vorlesung gipfelt im Zusammenhang mit der Ablehnung der herkömmlichen Auffassung, daß sich das Reich aus einem bestimmten oghuzischen Stamm entwickelt habe, in der kritischen Behandlung des angeblichen Stammbaums des Hauses Osman: die Kritik ist m. E. völlig gelungen mit dem Ergebnis, daß wir über Ertoghrul nicht hinauskommen können — ob den Namen für dessen Vater Suleiman wirklich Suleiman b. Qutulmuš hergegeben hat (S. 13), scheint mir nicht ganz so sicher. Wenn die Abstammung des Hauses Osman von Oghuz-Chan nicht als historisch gelten kann, so ist das gewiß auch von Wittek nicht so gemeint, daß die Träger des osmanischen Staates nicht zu dem Volk der Oghuz gehört hätten. Nicht als Haupt eines Stammes haben wir uns Osman oder Ertoghrul vorzustellen, sondern als Führer einer Gruppe von Ghāzīs, von Grenzkriegern.

Damit sind wir bei dem Begriff angelangt, dessen Bedeutung für die frühtürkische Geschichte Anatoliens erkannt zu haben, ein besonderes Verdienst Witteks ist. Die zweite Vorlesung "Turkish Asia Minor up to the Osmanlis" ist beherrscht von dem Gedanken, wie sich dieses Ghāzītum zu dem Seldschukenstaat von Konia verhalten hat und welche Rolle das Grenzkriegertum in der Türkisierung Anatoliens gespielt hat.

Die dritte Vorlesung endlich zeigt, wie die Tradition des Ghāzītums, die alle anatolischtürkischen Fürstentümer nach dem Verfall des Staates von Konia beherrschte, sich — durch den Widerstand des benachbarten Byzanz bestimmt — gerade im Osmanenstaat besonders lebenskräftig erhielt, wie andererseits aber hier auch die Verbindung mit der seldschukischen Hochkultur besonders wirksam war. Sie sucht schließlich deutlich zu machen, daß die Restauration des Staates nach der Katastrophe von Ankara eine Wiederaufnahme der Ghāzī-Idee ist, die ihre Erfüllung endlich in der Einnahme von Konstantinopel findet.

Wittek hat mit der Betonung des Ghāzītums sicher ein ganz wesentliches Moment für das Verständnis der Entstehung des Osmanischen Reiches gefunden. Und es ist ein unbestreitbares Verdienst, daß er deren Geschichte hier einmal konsequent unter diesen Gesichtspunkt stellt. Dem tut es keinen Eintrag, wenn hinter diesem Leitgedanken vielleicht andere, ebenfalls berechtigte Momente etwas sehr zurücktreten. Wittek hat Recht, wenn er eine Kontinuität zwischen dem älteren Grenzkriegertum vom Euphrat und dem türkischen Ghāzītum annimmt; aber ob nicht in seiner Darstellung die türkische Völkerwanderung der späteren Jahrhunderte etwas zu kurz kommt: denn es handelt sich hier m. E. tatsächlich um eine Völkerwanderung, die, wenn auch nicht in allen, so doch in vielen wesentlichen Punkten mit der germanischen in Parallele zu setzen ist. Wittek hat ferner gewiß Recht, wenn er als den großen Wendepunkt der osmanischen Geschichte die Eroberung von Konstantinopel durch Mehmed Fatih ansetzt, wenn er das Unterfangen Bāyezīds I. als eine unzeitige Vorwegnahme später möglicher Entwicklung kennzeichnet (S. 47). Fraglich bleibt mir aber, ob er den Wendepunkt, den Murāds I. Werk bezeichnet, nicht doch etwas unterschätzt, was zugleich heißen würde, daß er Bāyezīd gegenüber etwas zu hart urteilt, ob nicht die Idee eines Reiches im Vollsinn des Wortes mit dem Lebenswerk Murāds I. schon gegeben war, eines Reiches, das dann recht eigentlich den Namen eines rumtürkischen verdienen würde, ob nicht die Geschichte des nächsten Jahrhunderts bereits mehr von der Idee eines solchen rumtürkischen Reiches, eines Territorialstaates von der Donau bis zum Taurus, geleitet war, als von der alten Idee des Ghāzītums. Das sind Fragen, die im Rahmen der Vorträge Witteks unmöglich endgültig gelöst werden konnten, erst recht nicht an dieser Stelle. Es bleibt W.s Verdienst, daß er das Problem neu gestellt hat, daß er alte Fragen in neues, helleres Licht gerückt hat, und gerade auch, daß er neue Fragen anregt. Ob sein Versuch sich als die endgültige Lösung erweisen wird oder ob darin ein richtig gesehenes wesentliches Moment um seiner Neuheit willen besonders nachdrücklich, aber etwas zu sehr in den Mittelpunkt gestellt sein mag, ist nicht allzu wichtig: die schönen Vorträge bedeuten einen Markstein in der Erforschung des Themas.

Messina, Giuseppe S. I.: **Inizi di Lirica Ascetica Mistica Persiana.** Rom: Pontificio Istituto Biblico 1938. (51 S.) gr. 8° = Biblica et Orientalia-N. 7 (Sacra Scriptura Antiquitatibus Orientalibus Illustrata). L. 10—. Bespr. von J. Rypka, Prag.

Das aufgeworfene Thema behandelt der Verfasser in fünf Kapiteln, die über die Anfänge der neupersischen religiösen Lyrik, die Vierzeiler Abū Saʿīds und Bābā Tāhirs, über das Verhältnis der Asketik und Mystik zueinander und schließlich ihren Gegensatz dem legalen Schriftgelehrtentum gegenüber sich ergehen. In einem, wenngleich nun erweiterten Vortrage, der offenbar für weitere Kreise bestimmt war, wird man Entdeckungen und neue Errungenschaften billigerweise nicht suchen. G. Messina hält sich an allgemein anerkannte Forscher auf diesem Gebiete und zeigt, daß er die benutzte Literatur mit all ihren Kenntnissen, Vermutungen und Lücken gut durchgearbeitet hat. Als katholischer Theologe bewährter jesuitischer Schulung bringt er überdies gute Vorbildung für religiöse Probleme mit.

Habe ich erwähnt, daß Messina über bereits wohlbekannte Ergebnisse der Forschung nicht hinausgeht, so bedeutet dies keineswegs, daß wir nur etwa einen interessierten oder passionierten Amateur vor uns haben, der lediglich auf fremde Verdolmetschung angewiesen ist. Vielmehr übersetzt er selbst aus persischen Originaltexten, ja scheint sogar vor gelegentlichen Textherstellungen seiner Vorlagen nicht zurückzuscheuen (vgl. Introduzione). Inwieweit seine Übertragungen aus Abū Saʿīd und Bābā Tāhir nicht nur formell, sondern wirklich poetisch geraten sind, entzieht sich meinem Urteil. (Ich habe sie im übrigen mit den Urtexten nicht verglichen.) Daß aber seine ganze Darstellung eine herzerquickende Wärme ausstrahlt, dies bekenne ich gerne. Der Verfasser hat eine Zeitlang in Iran verweilt und unterlag wie alle, die vor ihm dort waren und noch kommen werden, sichtlich der kraftvollen Zauberwirkung der in allen gesellschaftlichen Schichten des Volkes nach wie vor mit unverminderter Wucht lebenden Poesie. Was aber ganz besonders jeden Leser gewinnen muß: der katholische Standpunkt des Verfassers macht sich wohl nirgends zum Nachteil einer sachgemäßen Darstellung des Ṣūfismus bemerkbar. Seinem Tadel begegnet begreiflicherweise der pantheistische Einschlag. Im großen ganzen sucht er eher Lichtseiten liebevoll zu behandeln, als ihm Widerstrebendes gar zu sehr an den Pranger zu stellen. Deswegen mag das Heftchen seine Aufgabe weit über die streng katholischen Kreise hinaus als eine durchaus brauchbare Einführung in den Gegenstand gut erfüllen.

Auszusetzen finde ich Unstimmigkeiten wie Ichya (sic! p. 18), dagegen Khayyâm (p. 13; Kayyâm! p. 13, 2); Hallâj (pass.), aber Machjûb (p. 6); Jalâlu-d-Dîn Rûmî (p. 22, 3), aber Jalâlu-din-Rûmî (p. 30). Kein Schönheitsfehler ist natürlich Abû Yasîd (p. 21).

Wohl abzulehnen hat man die Ansicht „la lirica religiosa, appena nasce, è già matura" (p. 7); darf man doch einen bloßen Anschein, der fraglos auf Lücken in den Anfängen der Überlieferung zurückzuführen ist, nicht für Wirklichkeit halten. Daß Bābā Tāhir ʿUryān ein Zeitgenosse Abū Saʿīds wäre, ist mit Sicherheit nicht auszumachen und bedarf daher einer Einschränkung (p. 23). Wenigstens eine flüchtige Erwähnung hätte vielleicht der ursprünglich gar nicht so hehre Leumund Ḥallāǧs verdient.

Südasien.

Nawrath, Alfred: **Indien und China.** Meisterwerke der Baukunst und Plastik. Wien: A. Schroll & Co. 1938. (64 S., 208 Abb. auf 82 Doppeltaf., 1 Kte.) 4°. RM 16 —; geb. RM 18 —. Bespr. von F. Weller, Leipzig.

Kernstück und wesentlichster Teil des Buches sind die Bilder, das übrige bleibt Beiwerk.

Das Buch will keine wissenschaftliche Leistung sein, es gibt sich auch nicht dafür aus. Nawrath druckt einen, wohl sehr kleinen Teil eigener photographischer Aufnahmen in China, Vorder- und Hinterindien ab, um uns einen augenfälligen Eindruck überragender und bleibender Leistungen vor allem orientalischer Baumeister, Bildhauer und Steinmetzen zu vermitteln. Dies Ziel wird in dem Buche voll und ganz erreicht. Sind doch die Aufnahmen Nawraths Meisterwerke photographischer Kunst, die überdem sich dadurch auszeichnen, daß sie nicht nur technisch vollendet sind, sondern daß ein Künstler sich die Motivstellung suchte. Die Bilder sind ungemein wirkungsvoll und einprägsam, keine noch so vorzügliche archäologische Beschreibung kann mit ihrer unmittelbaren Anschaulichkeit wetteifern oder sie ersetzen. Das liegt nun einmal in der Natur der Dinge. Und doch, wie weit bleiben selbst Nawraths prachtvolle Aufnahmen hinter der oft feenhaft schönen Wirklichkeit zurück, kein Schwarzweißdruck vermag den Zauber der Farbenpracht nahezubringen, der sich dem schauenden Auge bietet. Wie anders sieht sich die Pekinger Kaiserstadt noch vom Kohlenhügel aus an, als in Nawraths wirklich glänzender Photographie. Das ändert aber alles nichts daran, daß diese photographischen Aufnahmen einen gewaltigen Eindruck von der Größe fremder Leistung geben. Diese Bilder werden nicht

nur dem Laien willkommen sein, sondern weil sie einen großgeschauten Gesamteindruck geben, werden sie auch dem Wissenschaftler nützlich sein. Er wird gewiß oft mehr ins einzelne gehender Aufnahmen bedürfen, er braucht aber ebenso auch das Gesamtbild. Das gibt ihm aber die Nawrathsche Sammlung in vorzüglicher Art, glücklicherweise nicht nur von Dingen, die an der Heerstraße der Reisenden liegen.

Die Bilder sind einem riesigen geographischen Gebiete entnommen. 43 Aufnahmen stammen aus Peking und seiner Umgebung, vor allem den Westbergen. Andere hätten vielleicht andere Bilder ausgewählt, darüber kann man mit niemandem rechten. Ich würde glauben, daß ein Bild aus dem Ahnentempel der Mandschu aufzunehmen sich deshalb empfehlen möchte, weil man, wenn man ein dafür empfängliches Gemüt hat, wohl an keiner zweiten Stätte Pekings wieder so von religiöser Ehrfurcht erfaßt wird, wie hier. Aber das mag persönlich sein, vielleicht entschieden auch äußere Gründe. Nur, mir scheint, daß dies Heiligtum einen ganz eigenen Wesenszug chinesischer Art widerspiegeln könnte. Aber wenn man hier Vorschläge macht, was aufzunehmen sei, so dürfte für Peking und seine Umgebung nicht so leicht ein Ende abzusehen sein, was noch hätte aufgenommen werden können. Die Abbildungen 44—66 führen nach Birma, 17 Bilder bringen Photographien aus Ceylon, der Rest der Bilder ist für Vorderindien aufgespart bis auf eines, das einen Blick auf Kandahar bietet. Die Aufnahmen aus Vorderindien fallen in ein Gebiet, das etwa südlich und westlich einer Linie liegt, welche sich von Mahenjodaro/Sukkur am Indus über Nagpur nach Madras zieht. Schon aus dieser Abgrenzung allein wird ersichtlich, daß Nawrath sich gar kein wissenschaftliches Ziel setzte, aus dem Gebiete von Hindustan bis Orissa enthält das Buch keine Bilder.

Die beigegebene Karte verzeichnet die Orte, in denen sich der Vorwurf der Aufnahmen befindet.

Man mag als Wissenschaftler zur Einleitung Nawraths und zu seinen Anmerkungen zu den Bildern stehen, wie immer man wolle, schließlich sind sie für ihn ja nicht geschrieben, die Abbildungen sind hervorragend und werden auch ihm höchst willkommen sein, sie sind ein glänzendes Anschauungsgut. Sie sind so wirkungsvoll, daß man auch als Wissenschaftler nur hoffen kann, Nawrath werde sich entschließen, noch bedeutend mehr aus seinen Schätzen photographischer Aufnahmen zu veröffentlichen.

Hospitalier, J. J.: Grammaire Laotienne. Paris: Paul Geuthner 1937. (VIII, 270 S.) 8°. 90 fr.
Bespr. von W. Trittel, Berlin.

Die vorliegende Grammatik ist die erste größere Arbeit dieser Art über die dem Siamesischen engstverwandte Thaisprache der Lau, eines Volksstammes, der den Norden Siams, Teile des Koratplateaus, die Provinz Lau in Französisch-Indochina sowie weiter südlich am Mekongufer gelegene Teile besiedelt.

Der Stoff der Grammatik ist in drei Hauptteilen 1. Schrift und Laut, 2. Töne und 3. Wörter und Sätze behandelt. Bemerkenswert ist hierbei, daß das Verhältnis der beiden ersten zum dritten Teile wie 2 zu 3 ist, daß also für die eigentliche Grammatik, Formenlehre, Wortbildungslehre usw. ein verhältnismäßig kleiner Anteil vorgesehen ist. Vergleichsweise sei angeführt, daß in der Grammaire Siamoise von Ed. Lorgeou das Verhältnis 1 zu 4 ist.

Die Grammatik ist in ihrer Fassung erstaunlich unmodern und unpraktisch. Sie stellt den Typ einer trockenen Schulgrammatik alten Stils dar, die mit einer Fülle schwerfälliger, häufig gespreizter Regeln dem Lernenden das Leben schwer macht. Dabei will sie aber absolut praktisch wirken. So heißt es in der Vorrede: Dies Vorgehn — nämlich, daß für das Studium dieser Grammatik die französische Grammatik Richtschnur sein sollte — war mir gewissermaßen durch das Ziel auferlegt, das ich im Auge hatte, nämlich meinem Leser die Möglichkeit zu verschaffen, jeden französischen Satz auf Lau auszudrücken und ebenso jeden Lau-Ausdruck in ein richtiges Französisch zu übertragen.

Bei Angabe der Aussprache von Konsonanten und Vokalen, für die es im Französischen keine Entsprechungen gibt, operiert man mit Ausdrücken wie, er nähert sich der Aussprache des oder des Wortes oder verweist auf andere Fremdsprachen, z. B. ōi (die Umschrift ist die der Grammatik) nähert sich der Aussprache des spanischen hoy und des englischen boy, statt zu sagen: langes geschlossenes ō mit halbvokalischem j Nachschlag. Statt von sehr kurzen Vokalen zu sprechen, hätte das Abbrechen solcher Vokale durch Kehlverschluß erklärt werden müssen. Bei der Erklärung des u', des dem russischen gleichen engen breiten Hinterzungenvokals, wird gesagt, er läge zwischen u und eu und ferner, wie er nicht ausgesprochen wird, statt einfach zu sagen, ein langer ū-Laut in der Lippenstellung des i. Vom oh, dem offenen runden Hinterzungenvokal (wie im deutschen Wort „komm") mit Abbrechen durch Kehlverschluß, wird gesagt, er wird ausgesprochen, wie im Eng-

lischen, wie eine Art(!) a. Bei den Schlußkonsonanten k p t wird nichts über ihren nichtplosiven Charakter gesagt. t' (eine recht ungeschickte Transskription) soll sich dem Laute tio im französischen Wort question nähern, während es in Wirklichkeit mediales d + j (wie in ja) ist. tch wird mit englischem tch erklärt, während es richtig t + deutsches vorderes ch (wie in ich) ist. Die Regeln, die für die Erkennung der Töne aus der Schrift gegeben sind, ermöglichen dies keineswegs so restlos, wie der Verf. meint, auch wenn nicht durch Ausdrücke wie „häufig" oder „manchmal" in diese Regeln von vornherein ein Element der Unbestimmtheit hineingetragen wäre.

Trotz des großen dafür benutzten Raumes sind die beiden ersten Teile also nicht so aufschlußreich, wie man hätte erwarten können. Der dritte Teil, für den, wie schon gesagt, ein zu kleiner Raum zur Verfügung gestellt wird, kann natürlich gar nicht anders als zu kurz dabei wegkommen. Dabei nehmen manche Teile völlig sprunghaft einen viel zu breiten Raum ein — man vgl. die sogenannten catégories (die Zählwörter), während andere z. B. Präpositionen und Konjunktionen ganz stiefmütterlich hinsichtlich der Beispiele behandelt sind. Schiefheiten und Unrichtigkeiten auch hier. Man höre! „Für die Bezeichnung des Präsens bedient man sich des Personalpronomens. Dieses Pronomen vor das Verbum gestellt, gibt an, daß die Handlung in diesem Augenblick erfolgt."

Eine Syntax fehlt der Grammatik völlig, und die ganz unzureichende Anzahl gelegentlicher Beispiele von Sätzen ist in keiner Weise geeignet, diesen Mangel abzuschwächen.

Die sporadischen Hinweise, die ziemlich systemlos erfolgen, zeigen einen bedauerlichen Mangel an Sorgfalt. นาย ฉาง mit der falschen Umschrift *nāy tchāṅ* statt des richtigen *tchăṅ*, heißt nicht Arbeiter, sondern Herr des Schuppens. Der Strick heißt เชือก und nicht เฉือก, wie die an sich richtige, für das hier gedruckte Wort aber falsche Umschrift *tchŭ'ek* auch angibt. Bei Erklärung der siamesischen Tonzeichen ่ ้ ๊ ๋ ็ ist nur das dritte Zeichen richtig angegeben, ่ und ็ sind ganz vergessen worden und statt des ้ ist fälschlich das Verstummungszeichen ์ gebracht. Entsprechende Mängel zeigen auch die Beispiele hierfür: ตาstatt ต่า, บ์าstatt บ้า, ฝ์าstatt ฝ้า, แพstatt แพ้. So wäre eine sorgfältige Überarbeitung für die Brauchbarkeit der Grammatik sehr zu empfehlen. Immerhin ermöglicht sie, vor allem Kennern des Siamesischen, einen Einblick in die von der siamesischen abweichende Schrift, das Tonsystem und die Sprache im allgemeinen.

Ostasien.

Ssu-yü Têng and Knight Biggerstaff: An annotated Bibliography of selected Chinese Reference Works. Peiping: Yenching University 1936. (VI, 271 S.) gr. 8° = Yenching Journal of Chinese Studies, Monograph Series No. 12. Bespr. von W. Eberhard, Ankara.

Dieses Buch will den westlichen Sinologen einen Hinweis auf die wichtigsten chinesischen Nachschlagebücher geben. Nach Gebieten geordnet werden die bedeutendsten Bibliographien, Enzyklopädien, Wörterbücher, geographischen Werke, Biographien und Tabellenwerke, Jahrbücher und Indizes vorgeführt. Zu jedem Buch werden außer der Angabe des Verfassers und der Abfassungszeit, soweit bekannt, die wichtigsten und möglichst besten Ausgaben beigefügt. Es wird eine kurze Charakteristik des Inhalts und der Bedeutung des Buches gegeben, seine Vorzüge und seine Nachteile, auch die der einzelnen Ausgaben, werden angegeben. So wird diese Bibliographie der Nachschlagebücher selbst ein wichtiges, leicht benutzbares, übersichtliches Nachschlagebuch, bei dessen Durcharbeitung der westliche Sinologe immer nur wieder bedauert, wieviel Material ihm nicht zur Hand ist und nicht zur Hand sein kann, das seinen Kollegen in Peking zur Hand ist. Abgesehen davon ist dieses Buch ein Zeugnis für die Leistungen, welche die chinesische Forschung in den letzten 15 Jahren hervorgebracht hat: fast alle Nachschlagewerke, die das Arbeiten erleichtern und beschleunigen, fast alle diese „technischen" Hilfsmittel der Sinologie sind in dieser Zeit herausgebracht, und sie sind die Grundlage für die zahlreichen hervorragenden Werke gewesen, welche die chinesische und auch die westliche Sinologie in dieser Zeit hervorgebracht hat.

In jeder Auswahl vermißt natürlich der Benutzer einiges, was er darin erwartet hätte, was aber dem Auswähler wohl als nicht so wichtig erschienen ist. So vermisse ich z. B. unter botanischen Werken das Pen-ts'ao kangmu; an andern Werken vor allem das Pai-hai. Dann vermisse ich das Ta-Ch'ing I-t'ungchih, zu dem zwar der Index erwähnt ist, das Werk selbst aber nicht. Auch würde man sich freuen, wenn Hinweise auf japanische Index-Arbeiten und Lexika noch etwas zahlreicher wären als die wenigen, in Anmerkungen gesetzten Noten, da diese oft doch Lücken ausfüllen, die sonst noch bestehen.

Bernard, Henri S. J.: **La Découverte de Nestoriens Mongols aux Ordos et l'Histoire ancienne du Christianisme en Extrême-Orient.** Tientsin: en vente à la Procure de la Mission de Sienshien 1935. (VI, 75 S.) gr. 8° = Hautes Études, Race Course Road, Tientsin. Bespr. von O. Franke, Berlin.

Henri Bernard, der unermüdliche Erforscher der Anfänge christlicher Missionstätigkeit im Fernen Osten, insbesondere der Wirksamkeit und des Einflusses von Matteo Ricci (vgl. OLZ 1938 Sp. 473ff.), teilt in dieser Schrift, wie er selbst sagt, „die Ergebnisse mit, die seine Nachforschungen in den verschiedenen Bibliotheken von Peking nach neuen Nachrichten über das Christentum im Fernen Osten ergeben haben." Auf dem Hintergrunde einer sehr kurzen allgemeinen Darstellung des Eindringens fremder Religionen in das von Hochgebirgen umrahmte riesige Becken von Mittelasien oder von Turkistan im weitesten Sinne, d. h. des Buddhismus, des Manichaeismus-Nestorianismus und schließlich des Islam (um nur die wichtigsten zu nennen), stellt er das zusammen, was über die frühe Missionstätigkeit der Nestorianer und ihrer Vorläufer, der Manichäer, bekannt ist. Im zweiten Teile seiner Arbeit behandelt er dann die Spuren des nestorianischen Christentums bei den Mongolen des Ordosgebietes, jenes ausgedehnten Steppenlandes, das die mächtige Biege des Huang ho ausfüllt und sich an die chinesische Provinz Schen-si im Norden anschließt. Es war der Pater Antoine Mostaert von der belgischen Mission der Kongregation des unbefleckten Herzens der Maria, der zuerst jene Spuren und vielleicht sogar Reste, allerdings völlig überwucherte Reste, des christlichen Kultus bei den heutigen Bewohnern des Ordoslandes, den Erküt- und Kerait-Mongolen, auffand. Mostaert war viele Jahre als Missionar im Ordosgebiete tätig, vornehmlich im Süden, einer an geschichtlichen Erinnerungen aus der Zeit vom 5. Jahrhundert an (vgl. Gesch. d. chin. R. II, 191f.) bis zu Dschingis Khan und dem berühmten Chronisten Sanang Setsen (17. Jahrh.) besonders reichen Gegend. Die dort wohnenden Erküt aber sind die Nachkommen der von den Nestorianern einst bekehrten Christen unter den Mongolen. Um 1920 bekam der an der Sprache und Geschichte des Landes stark interessierte Missionar eine kleine Bronze in die Hände, die eine Art Kreuz darstellte, dessen Arme durch Zwischenstücke verbunden waren und das ein Svastika in der Mitte trug. Im Laufe der Zeit wurden noch zahlreiche ähnliche oder gleiche Stücke von Mostaert und anderen gesammelt, die von den Mongolen ausgegraben waren und als Schmuckstücke an ihren Gürteln getragen wurden. Von der Bedeutung wußten die Mongolen nichts, vom Stamme der Erküt aber bekam Mostaert trotz seines langen Aufenthaltes kein Mitglied zu Gesicht. Erst 1933 führte ihn ein Zufall in Peking mit einem Erküt-Manne Namens Garma Bansar zusammen, und es gelang ihm allmählich, diesem Manne alles das zu entlocken, was er über die Religion seines Stammes wußte. Diese Mitteilungen gaben ihm die Überzeugung, daß es sich dabei tatsächlich um Reste des alten nestorianischen Christentums handeln müsse, zumal die Religion der Erküt, die diesen als „geheim" gilt, bewußt von der der Lamas und Schamanen unterschieden würde, obwohl ihre Bekenner mit beiden zusammen lebten. Allerdings sind die Reste im Laufe der Zeit bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden, was auch von den Priestern der Erküt selbst zugegeben wird; trotzdem will auch Bernard noch Spuren der Taufe, der Beichte und der letzten Ölung in dem Kultus erkennen.

B. hat in seiner Schrift aus eigenem zu dem Gegenstande der Untersuchung kaum etwas beigetragen, sein Verdienst besteht darin, daß er das Material, namentlich für den ersten Teil, den allgemeinen Abriß, aus der verstreuten und oft schwer zugänglichen Literatur zusammengetragen und übersichtlich geordnet hat. Zugrunde gelegt hat er für diesen Teil Pelliots inhaltvolle Broschüre „La Haute Asie" (ohne Datum) und A. C. Moules Buch „Christians in China before the year 1550" (1930), für den zweiten die „Ordosica" von A. Mostaert (in Bulletin Nr. 9 of the Catholic University of Peking 1934 S. 1—96), in der Tat besteht der zweite Teil eigentlich nur aus Auszügen aus dieser Arbeit mit verbindendem Text. Daneben ist aber im ersten Teil eine reiche Fülle von Literatur zu Einzelfragen beigebracht, so daß man für weitere Forschung alles Notwendige beisammen hat. B.s Buch ist ein vortreffliches Hilfsmittel zum Studium der Geschichte der christlichen Mission in Mittel- und Ostasien „vor dem Jahre 1550", den Manichaeismus eingeschlossen.

Tscharner, Dr. Ed. Horst von: **China in der deutschen Dichtung bis zur Klassik.** München: E. Reinhardt 1939. (128 S., 10 Taf., 2 Abb. im Text) gr. 8°. RM 4.80; geb. RM 6.50. Bespr. von R. F. Merkel, München.

Monographien haben ihren eigenen Reiz und namentlich eine fast abschließende Untersuchung auf einem Spezialgebiet ist für die wissenschaftliche Forschung von hoher Bedeutung. Das „mit 10 Tafeln und 2 Abbildungen im Text" vornehm ausgestattete Buch ging aus einer germanistisch-sinologischen Dis-

sertation der Universität Berlin hervor, deren einzelne ausführliche Kapitel dann in den Jahren 1934—37 in der Zeitschrift des Frankfurter China-Instituts ‚Sinica' erschienen sind, doch für die Buchausgabe stark überarbeitet wurden. Dem Verf. lagen an Vorarbeiten vor: die wertvolle Abhandlung von Frdr. Andreae über ‚China und das 18. Jahrhundert' (1908), die etwas flüchtig gearbeitete Münchner Dissertation von Ursula Aurich ‚China im Spiegel der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts' (1935), die Dissertation von Chuan Chen ‚Die chinesische schöne Literatur im deutschen Schrifttum' (1933), das vielbenutzte Buch von Adolf Reichwein ‚China und Europa' (1923) sowie meine Untersuchungen über ‚Leibniz und die Chinamission' (1920) und ‚China und das Abendland im 17. und 18. Jahrhundert' [‚Sinica' (1932) S. 129ff.]. Der Verf., gegenwärtig Privatdozent für Sinologie an den Universitäten Bern und Genf, war eine Reihe von Jahren in China und hat sich in das chinesische Geistesleben vorzüglich eingelebt, sodaß seine jetzt in Buchform vorliegenden Abhandlungen einen wichtigen Beitrag nicht nur zur Geschichte der deutschen Literatur, sondern auch zur abendländischen Geistesgeschichte und Chinakunde darstellen. Ist doch von Tscharner stets bemüht, über den engeren Rahmen der deutschen Dichtung hinauszugehen und den kultur- und völkerkundlichen Ertrag seiner Dichtungsanalysen herauszuarbeiten. Denn es bleibt, wie ich in meiner Bearbeitung ‚Leibniz und die Chinamission' eingehend gezeigt habe, eine der merkwürdigsten Erscheinungen der europäischen Geistesgeschichte, daß das philosophische Denken der europäischen Aufklärungszeit im chinesischen Denken gleichsam eine providentielle Bestätigung seines eigenen Denkens entdeckte. Deutsche Philosophen (Chr. Thomasius, G. W. Leibniz, Chr. Wolff) sowie französische Denker (vor allem Voltaire, siehe dazu die Dissertation von W. Engemann, ‚Voltaire und China' (1932) und meine Anzeige in den ‚Sinica', (1938, S. 284ff.) verwerteten eifrig die durch abendländische Jesuitenmissionare (wie Trigault, Martini, Couplet u. a.) nach Europa gelangten zuverlässigen Nachrichten aus China, da bedauerlicherweise die einzigartige Reisebeschreibung Marco Polos sehr bald in Vergessenheit geriet; siehe darüber die sorgfältige Untersuchung und kritische Ausgabe ‚des mitteldeutschen Marco Polo' von Ed. H. von Tscharner (in ‚Deutsche Texte des Mittelalters', Bd. XL, 1935). Mit großer Mühe und viel Sachkenntnis hat der Verf. die Stellen zusammengesucht, die eine Beschäftigung mit Chinas Kultur und Geistesleben in der deutschen Dichtung aufweisen. Die Vorliebe für alles Chinesische („Chinoiserie") in der Rokokoepoche (in Literatur, Kunst, Gartenbau) wich in der folgenden Zeit einer beinahe abschätzigen Behandlung Chinas. Die Sturm-und Drang-Periode verkündete eine völkische Besinnung und wandte sich gegen die verkünstelten Empfindungsspielereien des Rokoko — so der ‚Magus im Norden' Hamann und anfänglich auch Herder. Eingehend werden auch Schillers und Goethes Beziehungen zu China (Turandot; Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten) gewürdigt. — Sehr dankbar sind wir dem Verf. für die gut orientierenden Anmerkungen, die genaue Quellennachweise bieten.

Sawai, Y., und Y. Tuji: Japanisch-deutsches Wörterbuch. Tōkyō: Nanzandō. (1073 S.) kl. 8°. Y. 4.50. Bespr. von Wolf Haenisch, Berlin.

Das vorliegende handliche Bändchen kommt einem allgemeinen Bedürfnis entgegen, da die vorhandenen japanisch-deutschen Wörterbücher entweder veraltet oder, wie das ausgezeichnete Wörterbuch von Kimura, für eine Benutzung unhandlich sind. Ist das Werk auch in erster Linie für den Japaner gedacht, so wird es doch auch der Deutsche gern benutzen. Allerdings wird sich gerade für ihn die hier angewandte Transkription störend bemerkbar machen, die sich an die neue japanische Umschreibung anlehnt. In einigen Fällen ist die Hepburn'sche Umschreibung wieder beibehalten worden, z. B. *ji* statt *zi*, *sh* statt *sj* und *j* statt *zy*.

Es fällt auf, daß neben den meist guten Übersetzungen auch solche vorkommen, die dem japanischen Begriff nicht ganz gerecht werden, z. B. S. 438 *kiten* wird man wohl besser, wie es Kimura tut, mit *schlagfertig* wiedergeben. Weiter sollte man in allen Fällen zunächst den Grundbegriff bringen, S. 217 *hanatu* heißt ursprünglich *loslassen*. Eine Erleichterung für den Benutzer wäre, wie es die japanisch-fremdsprachlichen Wörterbücher meist tun, die Trennung im Druck bei Ausdrücken, wie *yo no naka*.

Diese Beanstandungen sind aber unwesentlich gegenüber dem Verdienst, ein zuverlässiges und brauchbares Taschenwörterbuch, das auch ganz moderne Ausdrücke berücksichtigt, geschaffen zu haben, das man allen Lesern von modernen japanischen Texten empfehlen kann.

Afrikanistik.

Hall, H. U.: The Sherbro of Sierra Leone. A Preliminary Report on the work of the University Museum's Expedition to West Africa, 1937.

Philadelphia: The Univ. Press, Univ. of Pennsylvania 1938. (V, 52 S., 56 Abb. auf Taf., 1 Kte.) 4°. Bespr. von J. Lukas, Hamburg.

Dieses Büchlein ist ein vorläufiger kurzer Bericht über die Arbeiten, die die genannte Universität im Verlaufe einer Expedition nach Westafrika 1937 unternommen hat.

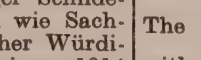
Die Sherbro, denen sich das Interesse der Broschüre zuwendet, wohnen im südwestlichen Küstenbereich von Sierra Leone. Die Sherbro selbst nennen sich und ihre Sprache Bolom. Auf den 15 Textseiten der Arbeit sind eine Reihe von interessanten Beiträgen zur Kenntnis der soziologischen Struktur, der Geheimbünde, des Orakelwesens, der Arbeitsteilung und manches andere gegeben. Auf den Seiten 19—51 folgen 59 kleine aber gute Photographien mit beigegebenem erläuternden Text über den körperlichen Typus, die Architektur, Haushaltaufgaben, Fischerei, Bodenbau, Spinnerei, Weberei, Geheimbünde, Tod und Begräbnis. Ein Index erleichtert in begrüßenswerter Weise die Auffindung der ethnologischen Stichwörter. Am Ende befindet sich eine genaue Karte des in Frage kommenden Bezirkes der afrikanischen Westküste.

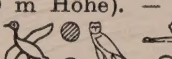
Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

*** = Besprechung: der Besprecher steht in ( )**

Mélanges Maspero I 2 1935—38:

VII—XLVII Jouguet (Lebensbeschreibung Masperos durch Pierre Jouguet in lebendiger Schilderung, die ebenso anziehend darzustellen wie Sachliches mitzuteilen weiß, mit unparteiischer Würdigung der lähmenden Einwirkung des Krieges 1914—1918). — 401—11 Fr. Lexa, Le genre des substantifs démotiques (Unterschied und Wechsel des Geschlechts bei dem Nomen im Ägyptischen, Demotischen und Koptischen). — 413—21 J.-P. Lauer, Reconstitution de l'ordre fasciculé des Saqqarah, III. dynastie, avec 1 planche (Bündelsäulen im Zoser-Tempel). — 423—30 F. Ll. Griffith, A Stela of Tirhaqa from Kawa, Dongola province, Sudan (jetzt in Kopenhagen, mit Schilderung der Nilschwelle). — 433—42 G. Roeder, Eine Statue der säugenden Isis von Schepenupt im Louvre, avec 1 planche (Louvre E. 7826, schwarzer Granit, aus Medinet Habu). — 43—55 Yves de la Brière, S. J., La mémoire de Champollion (Nachträge mit Dokumenten aus dem Leben von Ch.). — 457—64 S. Schott, Der Gott des Harfenspiels, avec 2 planches (Chenti-arti, vielleicht ein blinder Gott, wie die Harfenspieler und Sänger). — 465—78 C. Gaillard, Sur une figuration coloriée du Pluvier Armé dans une tombe de Béni-Hassan, avec 1 planche en couleurs (Vogel tnṯ; Zuverlässigkeit der Farben in den ägyptischen Wandmalereien). — 479—96 A. H. Gardiner, The Earliest Manuscripts of the Instruction of Amenemmes I, avec 1 planche (Holztafeln, zwei im Brooklyn Museum, eine in der Sammlung Carnarvon, aus Theben). — 497—508 P. Montet, Les statues de Ramsès II à Tanis, avec 2 planches (23 Statuen, Stil von Tanis, Gesicht abweichend von anderen Wiedergaben Ramses II.). — 509—12 M. Raphael, Un nouveau décret ptolémaique, avec 1 planche (Herkunft vielleicht Memphis, hieroglyphisch und griechisch). — 513—23 E. Chassinat, Deux bas-reliefs historiques du temple d'Edfou (Ptolomaios IX., Euergetes II und seine Familie). — 525—7 C. R. Williams, A Relief from Lisht representing Wep-Wawet in therianthropic form, avec 1 planche (New York 09. 180. 2, vielleicht Dyn. XII, mit Kopf des ihm geweihten Hundes). — 529—44 Ch. Autran, Sothis-Sirius et le monde préhellénique (Bedeutung für Religion und Kalender, auch in Mesopotamien, Iran und Indien). — 545—51 G. Lefebvre, Fragment d'un «Éloge du Roi» sur une statuette du Louvre, avec 1 planche (Louvre No. 852, Dyn. XIX des Nefer-renpet). — 553—66 A. Varille La stèle de Sa-Mentou-Ouser No. 6365 du Musée Égyptien de Florence, avec 1 planche (gekauft in Luksor, Autobiographie, Dyn. XI). — 567—71 M. Dunand, Une nouvelle inscription énigmatique découverte à Byblos, avec 1 planche (Alphabetische Schrift in Stein gehauen, den semitischen Schriften in Byblos verwandt). — 573—7 Sami Gabra, Quelques cannes du Musée du Caire, avec 1 planche (aus Theben, Holzstöcke mit Inschriften, die den Stock benennen oder für seinen Träger Gutes erflehen). — 579—84 G. A. Reisner, The History of the Egyptian Mastaba (Entwicklung der Opferkammer in Bauten aus Ziegel und Stein). — 585—601 G. Foucart περὶ χρωμάτων (Bedeutung der Farben in thebanischen Wandbildern, bei Trauer, an der Sonne und den Sternen, an religiösen Symbolen). — 603—21 L. Speleers, La signification des Pyramides (Theologische Bedeutung, Name, Beziehung zum Obelisk, baugeschichtliche Entwicklung). — 623—36 A. Moret, L'influence du décor solaire sur la pyramide (Antwort auf Speleers: betont Beziehungen zwischen Sonnenkult und Pyramide). — 637—46 W. Golenischeff, Le rôle de l'intonation dans quelques textes égyptiens (Betonung einzelner Wörter verändert den Sinn eines Satzes und ist deshalb bei ihrer Übersetzung zu bedenken). — 647—55 Mahmud Hamza, The identification of  "Khent-Nefer" with Qantîr, avec 1 planche (Qantir im Delta, südlich von Tanis, hieß Khent-Nefer oder Per-Ramses). — 657—63 Ch. Maystre, Une statue d'Ousersatet vice-roi de Nubie sous Aménophis II, avec 1 planche (in Deir el-Medineh). — 665—71 H. Chevrier, Étude sur les colonnes de Karnak, avec 1 planche (Protodorische Säulen, Bündelsäulen, mit offenen oder geschlossenen Kapitellen). — 673—96 M. Gauthier-Laurent, Les scènes de coiffure féminine dans l'ancienne Égypte, avec 2 planches (Darstellungen in Relief und Malerei, auch drei Plastiken). — 697—704 E. Drioton, Un rébus de l'Ancien Empire (Kryptographie in einem Gebet, Kairo 1696). — 705—19 M. Cohen, Sur l'affixe *n* dans des verbes expressifs de diverses langues chamito-sémitiques (Parallelen zu ägyptischen Verben mit Vorsatz von *n* in afrikanischen Sprachen). — 721—38 W. Czermak, Über den Seth der Hyksoszeit (Seth als ägyptischer Gott der Revolution). — 739—51 R. Cottevielle-Giraudet, Le nom de Candace Κανδάκη (Drei südnubische Fürstinnen römischer Zeit und ihr Name in meroitischen Hieroglyphen, der eine nubische Übersetzung von Pharao „großes Haus" ist). — 753—97 J. J. Clère, Le fonctionnement grammatical de l'expression *pri ḫrw* en ancien égyptien, avec

1 planche («faire l'offrande funéraire» mit transitivem Gebrauch von *prj ḫrw* „die Stimme hinausgehen lassen"). — 799—803 M. Jacquemin, Sous les lotus roses, avec 1 frontispice et 2 planches (Nelumbium speciosum in antiken Beschreibungen und einer modernen Darstellung einer Kahnfahrt im Lotosdickicht). — 805—15 Ch. Boreux, Quelques remarques sur les «pseudo-groupes» égyptiens, avec 3 planches (Zusammenstellung von 2—3 Statuen derselben Person zu einer Gruppe aus Stein im Alten Reich). — 817—40 P. Tresson, L'inscription de Chechanq Ier, au Musée du Caire: un frappant exemple d'impôt progressif en matière religieuse, avec 1 planche (aus Herakleopolis Magna: Lieferung von Rindern für die Beamten und Priester an den einzelnen Monaten des Jahres). — 841—6 G. Steindorff, Zwei Holzbilder des Wolfsgottes Up-Uaut, avec 1 planche (Leipzig 2903—2905 aus Theben). — 847—52 A. de Buck, The Instruction of Amenemmes ("a piece of political propaganda"). — 853—77 V. Loret, Pour transformer un vieillard en jeune homme, Pap. Smith XXI, 9—XXII, 10 (Rezept mit Verwendung von Körnern von „Fenugrec", Trizonella Foenum-graecum L.). — 879—99 M. Malinine, Nouveaux fragments du Calendrier égyptien des jours fastes et néfastes, avec 1 planche (Ostrakon, Kalkstein, aus Theben; Papyros Golenischeff in Moskau, mit Angaben für den 3. Winter- und 1. Überschwemmungs-Monat). — 901—5 J. A. Wilson, School writings of the Middle Kingdom and Empire (Briefmodell und Verehrung des Niles). — 907—8 I. Lourié, Trois pseudo-stèles du Musée de l'Ermitage, avec 1 planche (Leningrad 1063, 1064 und 1075: Teile eines Kenotaphs des Wesir Anchu, Dyn. XIII). — 909—27 Comte du Mesnil du Buisson, Le site de Qadesh (Tell Nebi Mend), avec 4 planches (Ergebnisse der Grabungen 19/21—22 mit Analyse der Schichten von über 20 m Höhe). — 929—37 P. Lacau, Le nom propre  (Sarg aus Antinoë, Dyn VII—X, Paris, Musée Guimet). — 939—50 E. Pottier, Les trois niveaux archéologiques Suse I, Suse I *bis*, Suse II (Stilistische Kennzeichnung auf Grund der Grabung von Contenau auf dem Tepe Giyan bei Nehavend, Persien).

II 2 1935—37

VII—XXXII Préface (von P. Jouguet: Lebensbeschreibung von Jean Maspero und Jean Lesquier mit einer Skizze der griechischen Zeit Ägypten und ihrer wissenschaftlichen Erforschung). — 201—12 O. Guéraud, Deux textes magiques du Musée du Caire («charme d'amour», «charme de haine»). — 213—7 P. Collart, Un ostracon Reinach inédit: La devinette de la chauve-souris (Inv. 2188, 2. Jahrh., Rätsel in griechischer Sprache). — 219—24 P. Chantraine, Deux notes sur le vocabulaire juridique dans les papyrus grecs (I: Les adjectifs en -ιμαιος. — II: Le nom de la dot). — 225—31 V. Chapot, L'Horus garde-frontière du nome Sethroite, avec 2 planches (Louvre 7977, Bronze, griechisch-ägyptischer Stil). — 233—9 P. Faider, Aegyptia Coniux (Kleopatra bei den lateinischen Dichtern). — 241—3 M. Norsa e G. Vitelli, Frammenti di apographe latina del primo secolo di Cristo (lateinische Papyrus Kairo). — 245—50 G. P. Sobhi, Two leaves in the Coptic of Middle Egypt (S F^1), avec 1 planche (The division of the bread; A prayer, bend the head, in memphitischem Dialekt, auf Papier, 15.—16. Jahrh.). — 251—6 E. Albertini, Les troupes d'Afrique et leur prétendu mouvement vers l'Égypte en 308 (Kampf um die kaiserliche Würde). — 257—64 Ev. Breccia, Un «Cronos Mitriaco» ad Oxyrhynchos, avec 1 planche (Relief, Kalkstein, Gott mit Beinen und Kopf eines Widders). — 265—81 A. Wilhelm, Drei griechische Epigramme aus Ägypten (Grabgedicht aus Leontopolis; Fidus und Galla; Grabinschrift aus Hermupolis Parva). — 283—7 A. Blanchet, Une pierre gnostique apparentée peut-être à la «Pistis Sophia» (Paris, Bibliothèque Nationale). — 289—95 A. Andréadès, De l'origine des monopoles ptolémaiques (stammen aus der administration des états helléniques). — 297—307 H. Henne, La gymnasiarchie de Sarapis «Polieus» et les Olympiades alexandrines (Inschrift in Coptos; Gliederung des griechisch-ägyptischen Götterstaates, besonders nach alexandrinischen Vorstellungen). — 309—12 L. Saint-Paul Girard, Actes des Apotre 5, 3: ἐπλήρωσεν ou ἐπήρωσεν? (die Lesung ἐπλήρωσεν ist richtig). — 313—34 Ch. Picard, Observations sur l'origine et l'influence des reliefs pittoresques dits «Alexandrins», avec 1 planche (ägyptischer Einfluß in Metall- und Steinreliefs, z. T. aus Alexandria; im Anschluß an ein Relief aus Carthago im Louvre mit einer «Allegorie de l'Égypte»). — 335—44 P. Collomp, Un bail de troupeau, avec 1 planche (Papyrus Straßburg Nr. gr. 1207). — 345—55 A. Calderini, Ιβίων nei nomi di luogo dell'Egitto greco-romano (Belege für Orte namens Ibion in verschiedenen Gauen Ober- und Unterägyptens). — 357—61 Ét. Michon, Plaque d'os decorée de reliefs de travail çopte (Musée du Louvre), avec 1 planche (Silen und zwei Frauen, die eine nackt als Tänzerin, die andere bekleidet mit zwei Tympanon, 3.—4. Jahrh.). — 363—76 M. Chaîne, S. J., L'enseignement du Ge'ez chez les Abyssins (Erhaltung des Ge'ez durch Studium und Lehrbücher, ähnlich wie in Ägypten im 11.—13. Jahrh. für das Koptische). — 377—87 H. Maspero, Un texte chinois inconnu sur le pays de Ta-Ts'in (Orient romain) (Chinesische Beschreibung des Königreiches von Ta-Ts'in, eines vorderasiatischen Landes in römischer Zeit, 4. Jahrh. n. C.). — 389—90 Additions et corrections. — 391—2 Table des matières. G. Roeder.

Orientalia Nova Series 7 1938:

1/2 1—11 H. L. Ginsberg, Ba'l and 'Anat (erläuterte Neubearbeitung des Syria 17, 150ff. veröffentlichten Mythosbruchstückes aus Ugarit). — 12—31 M. Bar-Am, The Subjunctive in the Cappadocian Texts (stellt die Belege für die Subjunktivformen mit und ohne die Endung *-ni* zusammen und erörtert den Sprachgebrauch des Altassyrischen auf diesem Gebiet). — 32—63 C. H. Gordon, The Dialect of the Nuzu Tablets (Forts. 3 215—32. Faßt die bereits vorliegenden Einzeluntersuchungen zum Akkadischen der Nusitexte unter Beibringung neuen Stoffes zusammen, wobei besonders auch eine neue vervollständigte Liste der churrischen Wörter gegeben wird. Assyriasmen sind in den Nusitexten nach G. selten). — 64—6 A. M. Blackman, The Use of the Egyptian Word *ḥt* "House" in the Sense of "Stanza". — 67—8 Ders., A Note on Lebensmüder, 86—88. — 69—79 E. Otto, Thot als Stellvertreter des Seth (erläutert an dem Beispiel Thot-Seth einige der Wege, auf denen die ägyptischen Theologen zu Göttergleichsetzungen gelangten). — 80—94 F. Gabrieli, Studi sul *Siyāset-nāmeh*. I. Note al testo e alla traduzione Schefer (gibt zahlreiche Verbesserungen zur Textausgabe und Übersetzung Schefers von 1891/3). — 95—9 E. Mittwoch und H. Schlobies, Altsüdarabische Inschriften im Hamburgischen Museum für Völkerkunde (Forts. 3 233—8; 4 343—54. Schließt durch Herausgabe der Inschriften Nr. 72—

93 die in Bd. 5 und 6 [vgl. OLZ 1938, 657] begonnene Inschriftenbearbeitung ab). — 100—11 W. Till, Bemerkungen zu koptischen Textausgaben, 1—6. — 112—17 J. Simon, L'Euchologe copte-arabe des *„Abnā'l-Kanīsah"* (Bemerkungen zur Kairiner Ausgabe von 1936). — 118—26 M.-A. van den Oudenrijn, Un florilège arménien de sentences attribuées à Albert le Grand (teilt aus einer Berliner Handschrift einige solche Stücke im armenischen und lateinischen Text mit). — 127—32 *G. Loud, Khorsabad I (E. Douglas van Buren). — 132—4 *J. Lewy, Tablettes cappadociennes, troisième série I (L. Oppenheim). — 134—8 *A. Pohl, Rechts- und Verwaltungsurkunden der III. Dynastie von Ur (N. Schneider). — 143—5 *R. O. Steuer, Über das wohlriechende Natron bei den alten Ägyptern (E. Otto). — 151—5 *A. Jirku, Die ägyptischen Listen palästinensischer und syrischer Ortsnamen (E. Vogt). — 156—9 *M. Mohtar-Katirjoglou, La Sagesse coranique éclairée par des versets choisis (R. Chidiac). — 161—5 *S. Pines, Beiträge zur islamischen Atomenlehre (W. Kutsch). — 165—9 *Ibrâhîm Muṣṭafâ, *Iḥjâ' an-naḥw* (F. Rosenthal). — 169—72 *Z. S. Harris, A Grammar of the Phœnician Language (F. Rosenthal). — 174—6 *L. Hilgenberg und W. Kirfel, *Vāgbhaṭa's Aṣṭāṅgahṛdayasaṃhitā* (E. v. Skramlik). — 177—9 *W. Henning, Ein manichäisches Bet- und Beichtbuch (G. Messina). — 179—82 *A. Christensen, L'Iran sous les Sassanides (G. Messina). — 188—92 *A. Kammerer, La Mer Rouge, l'Abyssinie et l'Afrique depuis l'antiquité II (J. Simon).

3 193—214 C. Conti Rossini, La Passione del martire Arsenofis e dei suoi compagni nella versione etiopica (Forts. **4** 319—32. Gibt nach 3 Handschriften den anscheinend unmittelbar aus dem Griechischen übersetzten und daher wohl sehr frühen Text unter Beigabe einer erläuterten Übersetzung heraus). — 215—32 C. H. Gordon, The Dialect of the Nuzu Tablets (Forts., vgl. Heft 1/2). — 233—8 E. Mittwoch und H. Schlobies, Altsüdarabische Inschriften im Hamburgischen Museum für Völkerkunde (Forts., vgl. Heft 1/2). — 239—64 J. Simon, Répertoire des bibliothèques publiques et privées d'Europe contenant des manuscrits arabes chrétiens (verzeichnet die Bibliotheken unter Anführung der einschlägigen Kataloge und sonstiger wichtiger Hinweise). — 265—90 U. Cassuto, Il palazzo di Ba'al nella tavola II AB di Ras Shamra (versucht unter ausführlicher Erläuterung zahlreicher schwieriger Stellen das inhaltliche Verständnis der für uns vielfach noch unklaren Dichtung zu fördern). — 291—6 *G. Steindorff, Aniba I (H. Stock). — 296—9 *J. Duchesne-Guillemin, Études de morphologie iranienne I (A. Esteller). — 304—6 *G. Jarring, The Usbek Dialect of Qilich (C. Brockelmann). — 306—8 *P. V. Neugebauer, Hilfstafeln zur technischen Chronologie (J. Schaumberger).

4 309—18 M. San Nicolò, Juristische Bemerkungen zur Bedeutung der *t*-Formen des akkadischen Zeitwortes (erweist die Unhaltbarkeit von Ungnads Theorie an juristisch eindeutigen Beispielen). — — 319—32 C. Conti Rossini, La Passione del martire Arsenofis e dei suoi compagni nella versione etiopica (Forts., vgl. Heft **3**). — 333—42 S. Pines, L'édition des *Akhbâr al-Ḥallâj* (Zu L. Massignon und P. Kraus, *Akhbâr al-Ḥallâj*). — 343—54 E. Mittwoch und H. Schlobies, Altsüdarabische Inschriften im Hamburgischen Museum für Völkerkunde (Schluß, vgl. Heft 1/2). — 355—67 O. H. Burmester, Egyptian Mythology in the Coptic Apocrypha (zeigt, daß in koptischen Erzählungen, die von der Hölle handeln, gelegentlich noch altägyptische Motive weiterleben). — 368—74 *L. Waterman, Royal Correspondence of the Assyrian Empire IV (L. Hartman). — 374—9 *R. H. Pfeiffer and E. A. Speiser, One Hundred new selected Nuzi Texts (L. Oppenheim). — 380—1 *M. Rutten, Contrats de l'époque séleucide (L. Oppenheim). — 382—91 *B. Landsberger, Die Serie *ana ittišu* (J. G. Lautner). — 391—4 *F. W. Galpin, The Music of the Sumerians (E. Douglas van Buren). — 394—6 *G. G. Hackman, Temple Documents of the Third Dynasty of Ur from Umma (N. Schneider). — 396—7 *T. Fish, Letters of the First Babylonian Dynasty in the John Rylands Library (B. Meißner). — 398—401 *J. Simons, Handbook for the Study of the Egyptian topographical lists rel. to Western Asia (R. A. Dyson). — 403—6 *W. Hölscher, Libyer und Ägypter (H. Balcz). W. von Soden.

Ostasiatische Zeitschrift N. F. 12 1936[1]**):**
1—2 L. Reidemeister, Zwei T'ang-Töpfereien (mit 1 Taf. a: „San Ts'ai" mit blau, Schüssel der hohen T'ang-Zeit, b: becherartige Kumme mit Schmuckformen sassanidischer Beeinflussung; Literaturhinweise). — 3—41 M. Loehr, Beiträge zur Chronologie der älteren Chinesischen Bronzen (mit 5 Taf., Vorarbeit zu einer „logischen Sichtung und Gruppierung des vorhandenen Materials" bei getrennter Betrachtung von Ornamentik und Gefäßtypen, reich an neuen, noch problematischen stilkritischen Gesichtspunkten, beabsichtigt Entwurf einer relativen Chronologie unter Berücksichtigung der Ergebnisse Karlgrens; fordert im Sinne Bachhofers u. a. Spätdatierung der steinzeitlichen Keramik, nimmt unmittelbare Nachfolge, teilweise annähernde Gleichzeitigkeit der archaischen Bronzen an, erklärt aus der Entwicklung des keramischen Umlaufdekors der von Palmgren behandelten Mach'ang-Gruppe das Entstehen des frühen geometrischen Bronzedekors, vermutet Anfänge der „Metallzeit" rund um 1400 v. Chr., unterscheidet in der „Frühzeit" etwa vom 14. bis zum 6. Jhdt. die archaische, klassische und Verfallstufe, erkennt in der archaischen Ornamentik den Vorgang der Entstehung des chinesischen Tierbildes, betont dagegen das Fremdgut des geometrischen Elements, behandelt mit der „klassischen Stufe" die Geschichte des T'ao-t'ieh, beginnt diese mit Verdrängung des „keramischen Umlaufstils" durch den „Metopenstil", erkennt als motivischen Ausgangspunkt das Augenpaar, unterscheidet die „Mäanderstufe", d. h. das Augenpaar mit vertikaler Teilungslinie und Mäandern, die „Bandstufe" mit gefestigter Komposition, zunehmender Ausbildung bis zum fertigen Schema, die „Maskenstufe" mit der Entstehung der endgültigen Form unter Ausschaltung des Mittelgrates und Betonung des Tierhaften; sieht als gemeinsame Wurzel aller frühen Tiermotive die Spiralen in Verbindung mit dem Augenmotiv, eine „indigen-chinesische Hervorbringung" bei möglichem, fremdem Ursprung des Augenmotivs; bezeichnet als „Auflösungsstufe" die Verwandlung der „klaren Maske in unorganische Fratze", nimmt Verschwinden des T'ao-t'ieh nach dem 9. Jhdt. an, vermutet entsprechende Wandlungen der gesamten Tierornamentik; bringt als selbständigen Teil syste-

1) Die gegenwärtige Lage in China brachte es mit sich, daß Herr Professor Ecke eine Zeitlang nicht an seine Manuskripte kommen konnte, so daß der vorliegende Bericht infolge höherer Gewalt erst später als gewollt eingesandt werden konnte. Für die Schriftleitung der OLZ: F. Weller.

matische Übersicht über die typologische Entwicklung des Yu und Ting, z. T. in Auseinandersetzung mit Trübner). — 42—6 L. Reidemeister, Neue japanische Museen (mit 2 Taf.). — 47—52 M. Kuznitzky, Sammlung von Künstlersiegeln (Han und Kakihan) in mikrophotographischer Wiedergabe (VII, 3 Taf.). — 53—5 F. Hesse, Eine Porzellanschale der mittleren Ming-Zeit und ihre Nachbildung aus der Yung-chêng-Zeit (1723—35), (1 Taf., Vergleich von Stil, Technik, Material, betont „Natürlichkeit, Beschwingtheit" des Ming-Dekors im Gegensatz zur Yung-chêng-Nachahmung). — 56—61 W. Meister, Zur Geschichte des Filzteppichs im 1. Jahrtausend n. Chr. (2 Taf., eine „Anregung", beschreibt Ur-Herstellung, unterscheidet Musterung durch Einpressung, Applikation, Steppen; Zickzack- und gekrümmte Muster durch Material bedingt, Spiralmuster bevorzugt; Nomadentum die wirtschaftliche Voraussetzung, ursprüngliche Verbreitung im „Steppengebiet Eurasiens"; Bedeutung der Funde Steins und Kozlovs für die Han-Zeit; die Darstellungen auf Wandmalereien des Tarimbeckens, auf Tempelfahnen und manichäischen Miniaturen gleicher Herkunft, für das 8. bis 11. Jhdt., unterscheidet hier 4 Mustergruppen; andeutende Charakterisierung der chinesischen Bestände des Shōsōin). — 62—3 W. Cohn, Drei Versteigerungen Chinesischer Kunst. — 83 L. Reidemeister, Bauchige Vase (1 Taf., Porzellan der Periode Chia-ching, mit „festlichem Klang von Rot und Gelb, Höhepunkt des Mingstils"; Literatur). — 84—99 N. Palmgren, Yinstil-Studien (3 Taf. und 42 Textabb., beschreibt an Hand der drei durch P. berühmt gewordenen Nedzu-Bronzen vom vierseitigen Ho-Typ ihre dreifach: in Einritzung, mit scharf begrenztem Mittelrelief, teilweise oder ganz freiplastisch ausgeführten Schmuckformen unnaturalistischen, animistischen Charakters; betont animalisches Kombinationssystem, Vorahnung des eurasischen Steppenstils, läßt Fragen der Beeinflussung oder gemeinsamen Herkunft offen, weist hin auf Wahrscheinlichkeit von Vorstadien in geschnitzten Holzformen; Polemik gegen die „hasardartige" Datierungsmethode einer anderen, offenbar der Karlgrenschen Schule; Verwechslung der Zeichen für „links" und „rechts", welche die Hände erhoben und geöffnet darstellen). — 100—7 L. Bachhofer, Die Hāritī von Skārah Dherī (2 Taf., macht die Datierung 87 n. Chr. wahrscheinlich, deutet mit Foucher die unkünstlerische Formgebung als Zeichen der Nachahmung, findet Vorbild nicht in Spätzeit, sondern „in Statuen von der Art der Hāritī von Sikri" und damit westliche Zusammenhänge). — 108—19 D. Klein, Die Frühen Seidengewebe auf der China-Ausstellung in London (1 Taf., unterscheidet bei den Han-Seiden reichgemusterte mit sorgfältiger, schlichte mit flüchtiger Textur, vergleicht die freihändigen Techniken der Keramik, Metall- und Lackkunst, die verwandte Trennung in Rand- und Füllmuster nach „nicht mehr durchschaubarer Gesetzmäßigkeit", betont Qualität der feinmusternden Kettwebeweise im Anfang der Musterweberei; an Hand der Astana-Funde v. Ende d. 6. bis Anf. d. 8. Jhdts. wird für die folgende Epoche unterschieden: Kettgewebe der Han-Form mit umstilisierten Han-Mustern, Kettgewebe der Han-Form mit umstilisierten sassanidischen Mustern, Schußgewebe der sassanidischen Form mit umstilisierten sassanidischen Mustern; vermutet auch hier symbolische Wertung der Textilornamente; Hinweise auf Sung-Technik nach Tun-huang-Fund, auf Verwandtschaft mit Ornamentik der Sung-Keramik; beleuchtet sino-islamische Probleme des Export-Stils der Yuan- und Ming-Zeit). — 120—33 H. v. Glasenapp, Tantrismus und Śaktismus (Abgrenzung der Begriffe; bezeichnet als Beginn des eigentlichen Tantrismus die wissenschaftliche Behandlung der kultischen und magischen Elemente des Hinduismus und des Buddhismus; Tantrismus als ritualistische Lehre und Technik, den verschiedensten Sekten gemeinsam; Darstellung der verschiedenen śaktischen Kulte und Systeme; Verteidigung der Idee des Śakti-Rituals, durch Unterwerfung unter rituelle Ordnung die animalischen Funktionen des Menschen in höhere Sphäre zu heben; geschichtliche Probleme der Verknüpfung beider Lehren; Beziehungen zum Buddhismus). — 134—9 W. Speiser und H. Franke, Eine Winterlandschaft des Shih Chung (1437— nach 1517) (1 Taf., Übersetzung der typischen Aufschrift, aus der hervorzugehen scheint, daß diese Landschaft in einen Satz von 4 jahreszeitlichen Darstellungen gehört; Charakterisierung des wenig bekannten Ming-Meisters; seine Beziehungen zu Shen Chou; treffliche Erfassung des Wesens der Chekiang- und der Wu-Schule). — 156—8 L. Bachhofer, „Art Treasures from Japan" in Boston (4 Taf., kurze Charakterisierung der Ausstellung eines „Querschnitts durch die Kunst Japans vom 7. bis 19. Jhdt." unter Betonung der Malerei; typische Unterschiede der japanischen und chinesischen Kunstauffassung). — 169—88, 220—43 S. Umehara, Über die Bronzezeit in China (I, II mit 7 Taf. und 2 Textabb.; Übersetzung der in Fachkreisen bekannten Abhandlung aus dem Jahre 1934; die Unterscheidung von „Kupfer" und „Bronze" ist in der Übersetzung nicht konsequent durchgeführt). — 189—94 Ch. Ch. Dāsa Gupta, Remarks on a few early Indian Terracotta-Figurines (mit 1 Tafel, betont Bedeutung solcher Stücke für Lösung typologischer und technisch-formaler Probleme, kommt auf Grund von Vergleichen zu bedeutsamen hypothetischen Folgerungen). — 195—6 F. Fichtner, Die Bedeutung Ernst Zimmermanns für die China-Forschung und die ostasiatische Abteilung der Staatlichen Porzellansammlung Dresden. — 197 W. Cohn, Versteigerung von achthundert ostasiatischen Porzellanen am 21. Oktober 1936 bei Graupe, Berlin. — 213—5 F. Fischer-Wieruszowski, Japanische Lackkunst im Dienst einer europäischen Satire (1 Taf., beschreibt doppelseitiges Metall-Medaillon mit Bildnissen eines japanischen Freudenmädchens und des Maréchal de Saxe, letzteres nach Vorbild eines Portrait-Stiches nach Gemälde von H. Rigaud). — 216—19 O. C. Gangoly, Mughal and Rajput Miniatures (1 Taf., vergleicht 1 frühere Mughal- und 2 spätere Rajput-Darstellungen einer Entführung, kommt dabei zu stilkritischer Schlußfolgerung, die in der einheimischen Art "a subjective . . approach . . an imaginative process of presentation" findet, in der Mughal-Art eine "matter-of-fact and realistic 'actuality'"). — 244 W. Cohn, Der Widder der Sammlung Baron von der Heydt (1 Taf., macht T'ang-Datierung der bekannten Figur durch neu nachgewiesene Sockel-Gravierungen glaubhaft). — 244—5 O. Kümmel, Der japanische Kunstmarkt im Jahre 1935. — 69 H. B. Chapin, Corrigenda (zu OZ, N. F. XI, Heft 5). — 64—5 *C. Hentze, Objets rituels, croyances et dieux de la Chine antique et de l'Amérique (W. Eberhard). — 146—52 C. Hentze, Zu W. Eberhards Besprechung. — 152—4 W. Eberhard, Erwiderung. — 65—6 *Lama Jongden u. Alexandra David-Neel, Mipam, der Lama mit den fünf Weisheiten (W. A. Unkrig). — 141—3 *R. Kelling, Das Chinesische Wohnhaus (E. Boerschmann). — 143—5 *Chisaburo Yamada,

Die Chinamode des Spätbarock (H. Huth). — 145 *M. Requien, Le problème de la population au Japon (M. Ramming). — 198—9 *F. Risch, Wilhelm von Rubruk, Reise zu den Mongolen 1253—55, übersetzt und erläutert (F. Lessing). — 199—200 *Mélanges chinois et bouddhiques (W. Eberhard). — 246—9 *I. V. Pouzyna, La Chine, l'Italie et les débuts de la Renaissance (L. Reidemeister). — 251—2 *V. Grießmayer, Sammlung Baron Eduard von der Heydt. Ordosbronzen (W. Meister). — 252 *W. Jabłoński, Les „Siao-Ha (i-Eu)l-Yu" de Pékin, un essai sur la poésie populaire en Chine (E. H. v. Tscharner). G. Ecke.

N. F. 13 1937 (zu den Heften 1—5 vgl. OLZ 1938, Nr. 10):

6 207—14 O. C. Gangoly, Some illustrated Manuscripts of Kamma-Vācā from Siam (vornehmlich ein Exemplar der Theosophical Society of Adyar, Madras, in Pothi-Form auf vergoldeten Kupferplatten, etwa zwischen 14. und 16. Jhdt.; von paläographischem und kunsthistorischem Interesse). — 215—22 O. Mänchen-Helfen, Materialien zur Geschichte des chinesischen Lacks (auf Anregung Pelliots hat Verf. das Tu-schu-dsi-tscheng auf die einschlägigen Stellen hin durchgesehen und kann Bushells Übertragungen vielfach berichtigen und ergänzen). — 223—26 R. Schlösser, Chinesisches Papiergeld aus dem Anfang der Ming-Dynastie (Beschreibung und Abbildung einer Banknote im Werte von 1000 Käsch aus der Periode Hung-Wu, gedruckt und ausgegeben zwischen 1375 und 1399). — 227—34 A. Koch, Außergermanisches der Sammlung v. Diergardt (Die Slg. v. D., jetzt im Wallraf-Richartz-Museum, besteht aus vorwiegend germanischem Material, daneben einigen Stücken des „Tierstils" aus dem weiten Territorium zwischen Pontus und Ordos, die hier erstmalig veröffentlicht werden. Das Wichtigste ist ein goldenes Armband mit symmetrisch in einer Zone gereihten Tieren, das spätachämenidischen Arbeiten — Oxusschatz — stilistisch noch nahesteht und dem 3. Jhdt. v. Chr. zugewiesen wird. Ein vollkommen übereinstimmendes Gegenstück dazu im Museum zu Peshawar). — 235—42 Der Hanku-Paß. Novelle von Kuo Mo-jo. Verdeutscht von E. Schmitt. — 243—4 *J. Prip-Møller, Chinese Buddhist Monasteries (O. Kümmel). — 245—7 *H.Praesent und W. Haenisch, Bibliographie von Japan 1933—1935 (O. Kümmel). — 249—66 Mitteilungen der Ges. für Ostasiat. Kunst. — 267—71 Bibliographie. — 272—4 Verschiedenes.

N. F. 14 1938:

1 1—4 J. Strzygowski, Ein amerasiatisches Bildwerk aus Sizilien (Veröffentlichung einer Steinskulptur des Museo Nazionale in Palermo, die von der Westküste Siziliens stammt und wahrscheinlich eine Türsturzbekrönung war. Sie stellt, soweit es der verwitterte Zustand erkennen läßt, zwei über einen Stier herfallende Löwen dar. Strzygowski möchte das Denkmal, das ins 7. Jh. v. Chr. datiert wird, mit „dem vorindogermanischen Nordstrome", konkreter gesagt, den Tierkampfgruppen sibirischer Nomadenkunst in Verbindung bringen). — 5—11 W. P. Meister, Chinesische Bronzemasken (Verf. stellt eine Gruppe von Bronzemasken der älteren Chou-Zeit zusammen, die nicht mit dem t'ao-t'ieh zu identifizieren sind. Masken dieser Art waren als Apotropäen in Gräbern angebracht, wie Grabungen in Hsün Hsien, Honan, erwiesen haben. Meister denkt, sicher nicht unberechtigt, an Zusammenhänge mit der Gestalt des Fang Hsiang Shih). — 12—15 K. Erdmann, Eine unbekannte Genealogie des Moghulhauses in Schloß Wilhelmshöhe (Verf. beschreibt einen in der Schloßbibliothek enthaltenen Band, der 116 Miniaturen von Herrschern, Prinzen, Prinzensöhnen des Moghulhauses mit ihren Frauen enthält, indische Arbeiten des 18. Jhdts. mittelmäßiger Qualität, deren Bedeutung in den unbekannten Portraits liegt. Abbildungen von 32 Männerköpfen sind dem Aufsatz beigegeben). — 16—19 E. Hollerbach, Der derzeitige Stand der Kunstforschung zur Indogermanenfrage (Kritische Betrachtungen zu Strzygowskis Arbeiten auf dem Gebiete vergleichender Kunstforschung). — 20—32 Buchbesprechungen: *M. Prawdin, Tschingis-Chan (W. A. Unkrig). — *I. P. van Goidsenhoven, La Céramique Chinoise sous les Ts'ing (E. Zimmermann). — *R. H. van Gulik, Chinese literary Music and its Introduction into Japan (H. Trefzger). — *C. D. le Gros Clark, The Prose Poetry of Su Tung-p'o (E. H. v. Tscharner). — *C. P. Fitzgerald, Son of Heaven. A Biography of Li Shih-min, founder of the T'ang Dynasty (St. B.). — *C. Scharschmidt, Die wichtigsten chinesischen Zeichen im Japanischen (O. Kümmel). — *33—4 Mitteilungen der Ges. f. Ostas. Kunst. — 35—8 Bibliographie. — 39—40 Verschiedenes. M. Loehr.

The Quarterly of the Departement of Antiquities in Palestine 8 1938:

1. 2 1—20 A. Westholm, Some late cypriote tombs at Milia (einzelne Vasen durch ihren Dekor auch für Palästina wichtig). — 21—37 W. A. Heurtley, A palestinian vase-painter of the sixteenth century B. C. (glaubt in den Vogel- und Fischdarstellungen auf Vasen verschiedener Form auf Cypern (Milia!) und in Palästina-Syrien die Hand eines palästinischen Malers erkennen zu können). — 38—44 H. Ory, A painted tomb near Ascalon (4. Jahrhdt. p. C.; hervorzuheben die Nymphendarstellung an der Südwand). — 45—50 M. Makhouly, Rock-cut tombs al el Jīsh (Byzantinisch; Funde unbedeutend). — 51—3 D. C. Baramki, Excavations at Khirbet el Mefjer III (eine Inschrift datiert den Bau in das Kalifat des Hišam 724—743 p. C.). — 54—61 M. Avi-Yonah, Greek and Latin inscriptions from Jerusalem and Beisān (Grabstein des Tiberius Claudius Fatalis, ±74 p. C., des P. Aelius Capito von der XI. Legion (vgl. CIL III, 14. 155²) und Epitaph des Sosibios von Scythopolis, spätthellenistisch oder früh-römisch). — 62—3 L. A. Mayer, A dish of Shādbak the Atābak (865—887 H = 1461—82 p. C.). — 64—71 R. W. Hamilton, The domed tomb at Sebastya (Ergänzung zu Harv. Excav. Samar. I 220ff.). — 72—6 A. Rowe, Addendum Nr. 1 on Egyptian-Canaanite contacts (Ergänzung zu seinem Cat. Egypt. Scarabs 1936). — 77—80 H. Baramki, Coins in the Palestine Archæological Museum III (Lokale Besonderheiten). — 81—5 J. Baramki, A hoard of Byzantine coins.

3 87—115 G. and A. Horsfield, Sela-Petra, the rock of Edom and Nabatene III (Mauern und Gräber nabatäischer Zeit. Leichenverbrennung durch Einbetten in ungelöschten Kalk).

4 117—36 C. M. Johns, The Abbey of St. Mary in the Valley of Jehoshaphat, Jerusalem (Beobachtungen bei Anlegung eines Kanalisationsgrabens). 137—56 St. H. Stephan, Evliya Tschelebi's travels in Palestine V. — 157—72 Excavations in Palestine and Transjordan 1937—8. — 173—6 Other discoveries 1 July 1937 to 30 June 1938 (nichts Bedeutendes). — 177—8 Bibliography of excavations in Palestine and Transjordan, 1937—8. Joh. Hempel.

I. v. W. g. — Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs Verlag, Leipzig, C 1, Scherlstr. 2. — Druck von August Pries GmbH in Leipzig. Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Richard Hartmann, Berlin.